

RUNDBRIEF

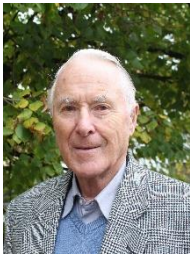
FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.1 /2020

Brunnenthal, Februar 2020

Es ist nicht genug zu wissen, man muss auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muss auch tun.

(Johann Wolfgang von Goethe)



Liebe Schwester, lieber Bruder,

für diese Erkenntnis brauchen wir weder die Weisheit eines großen Dichters noch die Bibel, das sagt uns bereits – soweit vorhanden – der Haus-

verstand. Oder ist es doch nicht so einfach?

Wir alle haben es von Kindesbeinen an erlebt, dass das Wissen für sich allein ergebnislos bleibt, wenn es nicht in der Anwendung umgesetzt wird.

Allerdings muss man auch stets schauen, um welches Nichtwissen oder Wissen es sich dreht und was das Vorhandensein des Nichtwissens bzw. die Anwendung oder Nichtanwendung des Wissens zur Folge hat. Schließlich sind wir keine Maschinen, sondern vor uns selbst, unserer Umwelt und vor Gott verantwortliche Personen. Es geht also nie allein nur um das Nichtwissen oder Wissen, sondern auch um die ethischen, moralischen, sozialen, religiösen und weiteren Beziehungen des Nichtwissens und des Wissens und die damit verbundenen Auswirkungen beim Anwenden oder Nicht-anwenden des Wissens.

Wie oft wäre es besser gewesen, etwas von Vornherein nicht zu wissen? Aber wie oft hat andererseits das Nichtwissen Wesentliches vereitelt oder Unheil bewirkt? Oder wie oft wäre es gut gewesen, etwas zwar zu wissen, aber das Wissen dennoch zumindest teilweise

unter Verschluss zu lassen und / oder es nicht anzuwenden?

Die Geschichte vom Zauberlehrling ist uns bekannt, auch jene vom Geist aus der Flasche und von der Büchse der Pandora.

Wie wird sich die Geschichte mit der Künstlichen Intelligenz und mit den Robotern gestalten? Wohl plus/minus auch kaum anders als die Geschichte des bisherigen Zuwachses an Wissen, Erfindungen, Entdeckungen und Entwicklungen.

Das neu eröffnete Wissen wird viel bisher Unmögliches ermöglichen, Gutes und Heilbringendes, doch sicher nicht nur dies, denn der Mensch hat bisher die Mehrzahl von dem, was er an Wissenszuwachs erreicht, was er erfunden oder entwickelt hat, nicht nur zu seinem Heil gebraucht, sondern es ebenso zu seinem oder seiner Umwelt Unheil missbraucht.

Und wie oft wäre es umgekehrt besser gewesen, das Wissen tatsächlich anzuwenden, statt aus Ängstlichkeit oder falscher Rücksichtnahme etc. zu zögern, aufzuschieben und damit unter Umständen nie wiederkehrende Chancen zu versäumen oder rechtzeitig mit entschiedenem Vorgehen noch zu verhinderndes Unheil abzuwenden?

Es ist nicht genug zu wissen, man muss auch anwenden

Im ganz gewöhnlichen Alltag ergeben sich wechselseitig reichlich genug Probleme im Zusammenhang mit dem Wissen, dessen

Erwerb oder Nichterwerb, dessen gesamtmenschliche Einbindung in allen Bereichen, dem Anwenden und Nichtanwenden und den damit verbundenen Folgen.

Jemand hat einmal richtig festgestellt, dass der Mensch mit seinem Wissen zwar vieles erfinden, es aber danach nicht mehr wegfinden kann.

Heute erleben wir diese für die Zukunft der gesamten Menschheit entscheidende Tatsache z.B. beim riesigen Komplex der durch den Menschen verursachten und nicht mehr umkehrbaren Zerstörung und Verschmutzung der gesamten Umwelt. Bei einigem Vorausdenken hat man von Anfang an z.B. um die Folgen des Erzeugens und Verwendens von Plastik gewusst – nicht nur um die zu erwartenden Müllberge und um das Entstehen von Mikroplastik durch Abrieb und deren Verbreitung im Wasser usw. Man hat auch aus vielfältiger Erfahrung um die zu erwartende Unbekümmertheit und Schlamperei, das Wegwerfen in der Natur, die illegale Geschäftemacherei und den kriminellen Umgang gewusst. Abgesehen von wenigen hellseherischen Mahnern wurde dieses Wissen verdrängt und nicht ernst genommen. Und nun? Wie kann man etwa die Mikroplastik wieder aus dem Meer entfernen? Es ist technisch unmöglich, weil man nie das gesamte Meerwasser filtern und auch noch das Eis, in dem sich die Mikroplastik schon findet, reinigen kann. Und selbst wenn es technisch möglich wäre, wer soll das finanzieren und durchführen? Doch die Umweltprobleme haben nicht erst mit der Industrialisierung und dem rasanten Zuwachs der Weltbevölkerung begonnen.

Dass z.B. die einst riesigen geschlossenen Wälder ums Mittelmeer verschwunden sind und sich der Karst ausgebreitet hat, damit haben bereits die antiken Völker angefangen und die nachfolgenden haben es unbeirrt fortgesetzt, obwohl man inzwischen klar genug gewusst hat, was man damit weitgehend unumkehrbar anrichtet. Am Amazonas oder in Afrika geht der Irrsinn unbeeindruckt von all den reichlich bekannten bisherigen Zerstörungen sogar noch in größerem Umfang weiter.

Man hat von Anfang an gewusst oder hätte bei einigem vorausschauenden Nachdenken wissen können, welche Folgen die Unterbrechungen

von Nahrungsketten unweigerlich haben, wenn man einzelne Glieder lediglich vom engstirnig menschlichen egoistischen Teilvorteil aus gesehen als Unkraut oder Schädling vernichtet und damit den Rest der Kette zum Aussterben verurteilt.

Wir alle haben unsere eigenen Erfahrungen mit dem Wissen und dessen Anwendung, verkehrter Anwendung oder Nichtanwendung. Vielleicht ist es für Dich ein kleiner Anstoß, in Deiner eigenen Erinnerung so manches wachzurufen, wenn ich etwas ausführlicher aus der meinen erzähle.

Wir sollten diese Erinnerungen nicht vergessen, sondern aus ihnen lernen, nicht nur für uns selbst, sondern auch in Bezug auf all das, was die heutige Generation aus dem alten und neuen Wissen und dessen richtiger bzw. falscher Anwendung oder Nichtanwendung zu lernen hat. Solange wir eigenständig zu denken und zu handeln vermögen, hat es immer noch eine große Bedeutung, wie wir mit dem Wissen und dessen Anwendung oder Nichtanwendung verantwortungsvoll umgehen.

Im Aribachhof, einem ehemaligen Bauernhof, der mit einigen weiteren Bauernhöfen zur Anlage des großen Parks um das Schloss Cumberland in Gmunden aufgekauft worden war, wurde ich 1935 geboren und verbrachte dort meine Kindheit und Jugend. An sich war es ein kleines Paradies, doch durch die Umstände des Kriegs ein zuweilen gefährliches.

Der ehemalige Cumberland-Schlosspark wurde während des Krieges zum Übungsgelände für die Soldaten, die in den beim Schloss erbauten Kasernen und Baracken untergebracht waren. Getrennt durch einen schmalen Waldstreifen mit dem ehemaligen Fasanengarten stand auf einer zwischen weiteren Waldstreifen gelegenen Wiese nur ca. 100 m hinter dem Stadl abgestützt eine große dicke Stahlplatte ohne jede Splittersicherung seitlich und dahinter, auf die mit Panzerfäusten und Panzerabwehrgeschützen scharf geschossen wurde. Wir waren drei Buben im Aribachhof, ich war der älteste. Es gab keine geregelten und den Familien bekannten Schießzeiten. Jeder beim Militär wusste, dass im Aribachhof und bei den Nachbarn Kinder waren. Es wusste ebenfalls

jeder, dass die seitlich in 10 m und dahinter in 30 m Abstand an der Ziellplatte vorbeiführende und von der Abschussstelle aus nicht einsehbare Straße von Fußgängern benützt wurde. Dieses Wissen hatte aber keinerlei Bedeutung dafür, Warntafeln aufzustellen oder Absperrungen anzubringen und es fand es nie ein Offizier der Mühe wert, vor Beginn der Schießübungen einen Soldaten mit einer Nachricht zu unseren Eltern zu schicken!! Eigentlich war das ein Wahnsinn. Die Abschussstelle war vom Haus aus wegen des Strauchwerks am Waldrand nicht einsehbar. Daher konnte man es auch nicht sehen, wenn Schießübungen begannen. Man merkte es erst, wenn es krachte. Dass Soldaten unterwegs waren, hatte diesbezüglich nichts zu bedeuten, denn diese waren zu den verschiedensten Übungen laufend unterwegs. Die Flugrichtung der Geschosse ging über den Fasanengarten und kreuzte zweimal die Straße durch den Wald. Die Straße war auch mein Schulweg und wir Buben spielten mit Nachbarskindern im Wald. Mein Wissen darum, dass die Splitter seitlich der Platte genau in Richtung Haus flogen, hatte bei mir keinen Einfluss auf mein Verhalten. Ich konnte nicht widerstehen, den in Sekundenbruchteilen erfolgenden fantastischen Feuerdurchschlag durch die dicke Stahlplatte, der das Eisen wie Wachs zerrinnen ließ, aus möglichst großer Nähe zu beobachten. Einmal kletterte ich dazu auf eine nur ca. 60 m entfernte seitlich stehende hohe Douglasie fast bis zum Wipfel, denn von dort aus konnte ich alles vom Abschuss bis zum Durchlag bestens einsehen. Als es krachte, schlugen Splitter rund um mich kleine Äste ab. Ich hatte offensichtlich einen sehr achtsamen Schutzengel, dass mich keiner traf. Im Rückblick denke ich, dass es an ein Wunder grenzt, dass es nie zu einem Unfall kam und wir Kinder und die Erwachsenen in diesen Jahren alles unbeschadet überlebten.

Natürlich war das „Kriegsspiel“ für mich interessant und ich schlich mich oft von hinten zu den am Waldrand in Tarnung liegenden Soldaten und bettelte sie so lange an, bis sie mir den Karabiner gaben und mich beim „Angriff“ mit Platzpatronen ein paar dünne Äste abschießen ließen.

Ich war auch oft in der Waffenkammer der Kasernen, denn dort arbeitete als Zivil-

bediensteter der Mann einer mit uns im selben Haus wohnenden Familie. Daher erlangte ich einiges Wissen über Waffen und Munition und zum Umgang damit. Dieses Wissen betraf selbstverständlich auch deren Gefährlichkeit und die Folgen bei unsachgemäßer Handhabung. Doch das hinderte uns Buben nicht im Mindesten an verschiedenen Experimenten. Es beflügelte uns im Gegenteil dazu. So machten wir uns einmal gleich auf, um bei einem abgestürzten amerikanischen Bomber an der Traunleiten die verstreut umherliegende Bordwaffenmunition einzusammeln und in der Schultasche in den Taubenturm eines Klassenkameraden mitzunehmen. In unserer dortigen geheimen Werkstatt spannten wir die Patronen in den Schraubstock ein und drehten mit einer Rohrzange die Spitzen heraus. Ich wusste, dass es sich um Munition mit Aufschlagzünder handeln konnte. Aber nachdem ich es wusste, gingen wir entsprechend mit der Munition um und so konnte meiner Meinung nach nichts passieren. Wir leerten den Sprengstoff aus der Patrone, füllten ihn in eine zuvor bis auf ein kleines Einfüllloch wieder zugelötete Konservendose und versahen sie mit einer Zündschnur. Sodann Auswahl eines geeigneten Baumes an einer nicht einsehbaren Stelle, Dose anbinden, Zündschnur anzünden, in Deckung gehen und kurz warten. Es kracht, der Baum fällt perfekt in die geplante Richtung und wir sind stolz, es ebenso gut zu können wie die Pioniere, denen ich bei den Übungen zugeschaut hatte.

Die Ursache dafür, dass einer in unserem Alter mit einer gefundenen Pistole seinen kleineren Bruder erschoss und ein anderer wegen unsachgemäßer Handhabung einer gefundenen Handgranate Sekunden später zerfetzt auf einem Baum hing, sahen wir „Wissenden“ bedauernd in deren „Unwissenheit“. Uns würde so etwas nicht passieren, denn wir wussten die gefährlichen Sachen schließlich zu handhaben und richtig anzuwenden. Und jene, die es auch wussten, aber ihr Wissen lieber nicht anwendeten und das gefährliche Zeug nicht anrührten? Na ja. Für die erste Liga beim Spiel kamen sie nicht in Frage...

Bubenerlebnisse aus einer hoffentlich nie wiederkommenden Zeit?

Bedeutungslos für heute?

Nein, durchaus nicht, sondern jederzeit Gegenwart, wenn auch in anderer Weise.

Und sicher nicht nur für Buben oder Jugendliche.

Wie wenig Bedeutung hat doch oft das Wissen für das konkrete Handeln – auf allen Gebieten, vom Hilfsarbeiter bis zum Staatsoberhaupt und oft kaum abhängig von der Religion etc.

Vielleicht erinnerst Du Dich nun selbst an so manches zu dem umfangreichen Themenkreis Wissen. Es beginnt mit der Möglichkeit, sich erst einmal das nötige richtige Wissen anzueignen – ein eigenes langes und bis heute für Millionen Menschen nicht gelöstes Kapitel der Menschheitsgeschichte. Wissen für sich allein, selbst richtiges Wissen genügt außerdem nicht, es muss in eine möglichst umfassende gesamt menschliche Bildung eingebettet sein, um seine richtige und verantwortbare Anwendung oder Nichtanwendung auf allen Ebenen unseres persönlichen und öffentlichen Lebens so weit wie möglich sicherzustellen.

Kriminellen jeder Art fehlt es meistens nicht an Wissen, auch nicht an richtigem, sie verfügen ganz im Gegenteil oft über phänomenales Wissen, wenden es allerdings auf kriminelle Weise an. Ihre Defizite liegen meist nicht im Wissen, sondern in ihrer menschlichen Bildung. Weder der einzelne Mensch noch Institutionen jeder Art sind davor gefeit, sich aus verschiedenen Gründen in böser Absicht und für böse Zwecke Wissen anzueignen. Sie sind auch nicht davor gefeit, sich nötiges Wissen nicht anzueignen, dessen Erweiterung zu vernachlässigen oder ohnehin vorhandenes Wissen wegen falscher Interessen zu ignorieren.

Dies gilt natürlich auch im religiösen und kirchlichen Bereich. Z.B. etwa hinsichtlich der so genannten heißen Eisen, von denen man doch schon seit Jahrzehnten längst weiß oder wissen könnte und sollte, was zu geschehen hätte, aber kaum etwas oder nichts zu deren Lösung unternommen hat. Auch das bestens bekannte geschichtliche Wissen darum, was bisher bereits bei einseitig festgelegtem Wissen oder immer längerem Verschleppen unbedingt zu lösender und bei gutem Willen auch lösbarer Probleme herausgekommen ist, scheint hier

kaum Einsicht und richtiges Handeln zu bewirken.

Ich denke, du hast selbst bereits die Erfahrung gemacht, dass man rasch im Uferlosen landet, wenn man sich auf das Gebiet begibt, was alles mit dem Wissen und dessen Anwendung zusammenhängt. Das sollte aber keine Ausrede dafür sein, sich von vornherein davon zu dispensieren. Ich denke außerdem, dass wir vor Gott einmal kaum darüber Rechenschaft ablegen müssen, ob wir immer brav und folgsamen waren, sehr wohl aber, wie wir mit dem Erwerb bzw. Nichterwerb und dem richtigen oder falschen Gebrauch unseres Wissens umgegangen sind, denn davon hing schließlich sehr viel Maßgebliches für uns und andere ab.

Es ist nicht genug zu wollen, man muss auch tun

Schauen wir uns in Verbindung mit dem ersten nun den zweiten Teil von Goethes Zitat an, dass dem Wollen das Tun folgen muss, soll es nicht unerfüllt bleiben. Das sagt uns ebenso bereits der einfache Hausverstand.

Für das Wissen und Anwenden, das Wollen und Tun bzw. deren verschiedene Kombinationen miteinander und mit dem Nichtwissen und Nichtanwenden, Nichtwollen und Nichttun fiel mir spontan als Beispiel die über lange Zeit hinweg und leider immer noch verbreitet übliche Form der Beichte ein. Offiziell hieß die Beichte früher Sakrament der Buße und wird nun korrekter Sakrament der Versöhnung genannt, womit man wohl dem von Jesus angepeilten Sinn näher kommt.

Dieses Sakrament hat eine lange und die immer wieder und bis heute am meisten sich wandelnde Geschichte aller Sakramente hinter sich und befindet sich derzeit in europäischen Ländern im Verschwinden - übrigens nicht zum ersten Mal. Daran änderten und ändern auch alle päpstlichen und sonstigen Appelle nichts. Die Ursachen dafür liegen zwar weitgehend auf der Hand, werden aber geflissentlich von Spendern und Empfängern ignoriert. Dabei wäre dieses Sakrament eines der wichtigsten und wirkmächtigsten. Es könnte nicht nur zu umfassender Versöhnung mit sich selbst, dem

Umfeld und Gott, sondern auch zu einer tiefgreifenden seelischen und geistigen Befreiung aus Bindungen und zu seelischer, ja sogar zu körperlicher Heilung beitragen – und trägt auch dazu bei, wenn sich beide Seiten sowohl im Wissen als auch im Wollen und im Anwenden und Tun an das halten, was dafür unumgänglich nötig ist.

Doch weil dies weitgehend nicht geschehen ist und noch immer nicht geschieht, könnte man den Überlegungen dazu die Überschrift geben: Wie man gemeinsam einen Kollateralschaden verursacht oder wie man miteinander und gegenseitig Kraftvolles und Wirkmächtiges um seine Kraft und seine Wirkung bringt.

Das ergebnislose Wollen im Zusammenhang mit der Beichte kennt zumindest die ältere Generation noch recht gut aus dem Sprüchlein, das man als Gebet zu Reue und gutem Vorsatz bei der Beichte aufzusagen pflegte: „...ich will nicht mehr sündigen, ich will auch die Gelegenheit zur Sünde meiden.“

Es war oft nicht mehr als ein Aufsagen und da war bei den meisten das Wollen bereits wurmstichig und von einem wenigstens angepeilten Tun konnte und kann daher von vornherein keine Rede sein. Von jenem kleineren Teil, der es nicht bloß brav auf sagte, sondern es wenigstens halbwegs ernsthaft oder sogar wirklich ernsthaft wollte, konnte man als „Beichtvater“ mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit dennoch annehmen, dass bei der nächsten Beichte wieder dasselbe im Bekenntnis aufscheinen werde. Es haperte aus mehreren Gründen sowohl seitens der Beichtväter als auch seitens der Beichtenden beim Wissen, bei der Anwendung des Wissens, beim wirklichen Wollen und dazu auch noch beim konsequenten Tun und so änderte sich zu oft auch kaum etwas oder gar nichts.

1960 auf meinem ersten Posten als Kaplan in Doppl, einer ganz neu errichteten und vorwiegend von Flüchtlingsfamilien bewohnten Pfarre, erlebte ich wohlthuend ein freies Feld des Neubeginns weitgehend ohne unüberwindbare Traditionsschranken. Als ich 1963 nach Schärding kam, wurde dies schlagartig anders, denn hier herrschten vor allem so manche für unveränderlich gehaltene eigenartige Gewohn-

heiten, die weder bei den Leuten noch beim Stadtpfarrer in Frage gestellt werden durften – etwa dass beim Gottesdienst um 10:00 Uhr niemals jemand von den meist 300 bis 400 „Beiwohnenden“ zur Kommunion ging, auch nicht nachdem wir beiden Kapläne ein volles Jahr lang immer wieder dazu gepredigt hatten. Diese fragwürdigen oder eindeutig unsinnigen Gewohnheiten betrafen auch die Praxis der Beichte. Mit ähnlichen Gewohnheiten konnten aus der bayrischen Nachbarschaft kommende Leute aufwarten.

Sie waren neben ihrem Dialekt meist gleich an der stereotypen Einleitung „Ich armer sündiger Mensch beichte und bekenne, dass ich viel gesündigt habe“ zu erkennen.

So eine „Beichte“ eines gestandenen bayrischen Nachbarn ist mir in Erinnerung geblieben. Als er nach dieser üblichen Einleitung schwieg, fragte ich: „Was haben Sie denn gesündigt?“ „Viel halt“ antwortete er. Ich fragte: „Was heißt denn viel?“ Daraufhin wurde er ungehalten und sagte: „Scheiß net lang umanand, mei Alte steht vorm Beichtstuhl und dö moant dann, was i net wirkli alls angestellt hab, wann i so lang brauch!“

Ich wollte gemeinsam mit meinem Kollegen bei der üblichen Beichterei ebenso wenig wie beim communionlosen Gottesdienst mitspielen und versuchte einen neuen Weg, indem ich mir bewusst mehr Zeit nahm, mich nicht mit belanglosen Floskeln und Augenauswischereien zufrieden gab, wenigstens kurz den Ursachen der einen und anderen Sünde nachging, dazu einen Weg aufzeigte, aus dem Gewohnten auszusteigen und dann auch eine konkret darauf bezogene Buße aufgab.

Das sprach sich rasch herum und der „Erfolg“ bestand erst einmal darin, dass ich oft Zeit genug fand, im Beichtstuhl in Ruhe mein Brevier zu beten, während beim Stadtpfarrer eine längere Schlange anstand.

Bis ich nach einigen Jahren wegen meiner zunehmenden Schwerhörigkeit das Beichthören im Beichtstuhl aufgeben musste, gelang es mir nur in Einzelfällen eine Änderung zu erreichen. So war ich ehrlich gesagt froh, dass ich – etwas krass ausgedrückt – das „Theater“ nicht mehr mitmachen musste.

Weil ich bereits von den Jugendwochen her wusste, was sehr wohl wesentlich frucht-

bringender möglich war, lud ich während der folgenden 12 Jahre hindurch immer wieder dazu ein, doch zu mir aufs Zimmer zu kommen, denn da war ein Beichtgespräch in der nötigen Lautstärke möglich, da hatte ich Sichtkontakt und konnte unterstützend zum Hören vom Mund ablesen. Da stand auch die nötige Zeit zur Verfügung, weil niemand ungeduldig vor dem Beichtstuhl wartete und es konnte außerdem niemand mithören. Es kam kaum eine Person im Jahr. Die Ursache dafür sah ich einseitig bei den Leuten, aber das war offensichtlich eine Täuschung, denn es fehlte auch bei mir so manches am nötigen Wissen, Verstehen und Tun. Schließlich war unsere Ausbildung im Priesterseminar in Bezug auf unseren Dienst in der Beichte und in der geistlichen Begleitung gelinde gesagt dürftig bzw. in manchen Bereichen gar nicht vorhanden.

Ab 1979 kam ich mit dem Beginn der Leben-im-Geist-Seminare sowohl mit anderen Priestern in Kontakt, die inzwischen wesentlich weiter waren als ich, sowie mit Frauen und Männern, die einschlägige gute Erfahrungen mitbrachten. Rasch merkte ich meine Defizite an Ausbildung, Wissen und Praxis und bemühte mich, sie zu beheben.

So wurde es immer besser möglich, dem Wollen eine entsprechende Stütze zum Durchhalten und dem konsequenten Tun die nötigen Grundlagen zu verschaffen.

Aus eigener Erfahrung als Beichtender und als Beichtvater wusste ich sehr wohl darum, was sich durch dieses wunderbare Sakrament der Versöhnung nicht nur verändern kann, sondern sich tatsächlich verändert – und das nicht nur an wenigen Menschen und unter ganz besonderen Umständen, sondern an vielen und häufig.

Es waren erfreulicherweise viele, die später vor allem beim Cursillo und bei den Seminaren persönlich zu mir kamen. Ihnen ging es um ein tieferes Wissen, um das Erkennen der Hintergründe des Sündigens und die Voraussetzungen für eine dauerhafte Umkehr, also um die fruchtbare Anwendung des Wissens. Sie wollten nicht bloß in oberflächlicher Weise eine Pflicht erfüllen, sondern eine ehrliche und dauerhafte Umkehr und den Beginn eines neuen Lebens erreichen. Daher versuchten sie

zumindest ernstlich das zu tun, was dazu nötig war.

Ich war und bin unendlich dankbar für so viel Gnade, die damit eine Chance bekam, in Menschen wirksam zu werden.

Und ich freue mich stets in besonderer Weise, wenn Menschen mir nach 20, 30 und mehr Jahren in etwa dankbar schreiben: „Du wirst Dich kaum noch an mich erinnern. Du hast mich damals weder beschwichtigt noch getröstet. Du hast mich herausgefordert. Du hast konkret verlangt, dass ich mich mit meinem Leben auseinandersetze und es entschieden ändere. Es war nicht einfach, aber ich habe es ehrlich versucht. In großer Dankbarkeit schaue ich zurück auf die seither gelebten beglückenden Jahre...“

Statt eines gegenseitigen Kollateralschadens zwischen Beichtendem und Beichtvater ließe sich Wunderbares bewirken. Um das zu erkennen, zu verstehen und konsequent umzusetzen, bedurfte ich selbst einer langen Herausforderung. Diese bestand einerseits in der Erfahrung von Wirkungs- und Sinnlosigkeit des Gewohnten und dem Ärger darüber, andererseits in staunenswerten Erfahrungen von Wirkmächtigkeit auf neuen Wegen. Vorher nie für möglich gehaltenes wurde auf einmal Wirklichkeit. Wie bereits bemerkt handelte es sich um tiefgehende Befreiung aus Bindungen, seelische, geistige und manchmal auch körperliche Heilung, umfassende Vergebung und Versöhnung und dadurch Wiederherstellung gestörter oder zerstörter Beziehungen (oft über den Tod der Bezugspersonen hinaus), Erfahrungen der liebevollen Zuwendung Gottes, anhaltende Neuorientierung in den Sichtweisen und Einstellungen und oft um ein wirklich neues Leben im Licht der Gegenwart Gottes im Alltag. Da es sich im Laufe der Jahre um weit mehr als 1.000 Personen handelte, mit denen ich diese Erfahrungen teilen konnte, darf ich wohl zu Recht sagen, dass es sich dabei weder um eine Einbildung noch um Sonderfälle handelt. Diese Erfahrungen gehören zu den wichtigsten und beglückendsten meiner gesamten langen Tätigkeit als Seelsorger. Oft habe ich mir bereits gedacht, dass es sich allein wegen all dem, was

im Rahmen des Sakramentes der Versöhnung geschehen konnte, vielmals ausgezahlt hat, zur Berufung Ja zu sagen.

So wie bei dem Beispiel von der Beichte läuft es leider sehr oft. Es wird wegen mangelndem Wissen oder / und nicht angewandtem Wissen, aus mangelhaftem Wollen oder / und fehlendem Tun nach dem Wollen Möglichen unmöglich gemacht, Wertvolles entwertet und offenstehende Zukunft verbaut. Dabei könnte leicht auch das positive Gegenteil geschehen, wenn... Der Artikel dazu ist länger geworden, als ich es

vorhatte, denn während des Schreibens ist mir ständig so vieles vor Augen gestanden, was möglich wäre und würde, wenn wir selbst und immer mehr Menschen sich an die Aussage Goethes hielten – uns das nötige Wissen anzueignen und es dann auch anzuwenden, wirklich zu wollen und das Gewollte auch konsequent zu tun. Ebenso aber auch, was alles verunmöglicht wird, weil es zu oft nicht geschieht. Vielleicht überlegst Du dazu selbst noch Weiteres für Dich und Deinen Einfluss auf Dein Umfeld. Es zahlt sich sicher aus.

Wenn du meinst, zu klein zu sein, um etwas zu bewegen, dann hattest du noch nie eine Mücke im Bett

Von der Aktion „Sei so frei“ gab es im vergangenen Advent eine Karte mit dieser Weisheit aus Indien. Sie hat mich sofort sehr angesprochen und passt genau für eine kurze Überlegung zum vorausgehenden langen Artikel.

Nachdem wir alle bereits über die eine und andere Mückenerfahrung im Bett oder auch außerhalb des Bettes inklusive der dabei von selbst entstehenden Bewegungsvorgänge verfügen, bedarf es keiner ausführlichen Erklärungen.

Es genügt der Hinweis auf eine biblische Szene, in der eine für einen Juden völlig bedeutungslose syrophönizische Heidin sich als so eine bewegende „Mücke“ erwiesen hat. Die Szene ist Dir sicher bekannt und Du kannst sie nachlesen bei Mt 15, 21-28. Die Frau erreichte nicht bloß, dass Jesus als Jude über seinen

Schatten sprang und die engen religiös-nationalen Grenzen überschritt, sondern als Messias seine Sendung, die er bisher als eng auf Israel begrenzt verstanden hatte, auf eine weltweite ausdehnte.

Bedeutende Ereignisse hätten wohl auch in der Kirchengeschichte nie oder nie in solcher Weise stattgefunden ohne so manche im Vergleich zu den Mächtigen verschiedener Art winzige „Mücken“, die einen behäbig gewordenen Apparat wieder in Bewegung brachten.

Doch bleiben wir ganz am Boden.

Brauchen nicht wir alle gelegentlich solche „Mücken“, die uns in Bewegung bringen?

Oder sollten wir alle nicht ebenso bei passender Gelegenheit so eine „Mücke“ abgeben?

Es braucht sich wirklich niemand einzubilden, zu klein zu sein, um etwas zu bewegen!

Vielschichtig und vielgestaltig

Zur Entstehung der Dolomiten gibt es verstreut über die einzelnen Naturparks eine ganze Reihe von Museen und Informationszentren mit hervorragenden Sammlungen und modernen Darstellungen. Im September des vorigen Jahres war ich bei der spirituellen Bergwanderwoche mit einer großen Gruppe auf einer wunderschönen Wanderung zu einer Reihe von Almen im Naturpark Puez Geisler unterwegs. Beim Parkplatz in Zans am Schluss des Villnößtales, wo wir unsere Rundwanderung begannen, gibt es auch ein ganz

neues Gebäude. In ihm konnten wir uns nach Beendigung unserer Tour anhand modernster Darstellungsmöglichkeiten noch einen sehr guten Einblick über die Entstehung und den Aufbau der Dolomiten verschaffen.

Mit zwei Worten kann man diese großartige und hoch interessante Gegend zusammenfassen: vielschichtig und vielgestaltig.

Wenn ich alle Tage zusammenzähle, die ich in Südtirol und den benachbarten Provinzen, davon vorwiegend in den Dolomiten zum

Wandern, Bergsteigen, Klettern, zum Schifahren, für Kunst und Kultur, zu Wallfahrten usw. verbracht habe, dürfte sich etwa ein Jahr meines Lebens ergeben. Und dennoch konnte ich bisher nur einen bescheidenen Einblick in diesen vielschichtigen und vielgestaltigen Reichtum gewinnen.

Die vielen Schichten sind die Grundlage für die vielgestaltige Landschaft. Ohne die Vielschichtigkeit gäbe es die Vielgestaltigkeit nicht. Beides kann uns einen sehr guten Vergleich liefern für sehr vieles in der Natur, der Kultur, der Gesellschaft, der Spiritualität und der Religion, für unsere Beziehungen und selbstverständlich auch für unsere eigene Persönlichkeit.

Wenn ich bei den beiden letzten Punkten beginne, erinnere ich mich an so manche Gespräche mit meinem Vater. Er war in allem stets gegen jedes Vor-sich-her-schieben, Wegschauen, Verdrängen, aber auch gegen das Vereinfachen und gegen jeden Ismus als Verabsolutieren eines Teilbereiches usw., ebenso gegen jede oberflächliche Betrachtungsweise und stattdessen für deren Gegenteil. Er versuchte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft möglichst nüchtern mit offenen Augen und als Ganzes wahrzunehmen, sehr bewusst zu leben und hielt mit seinen Beurteilungen nicht hinter dem Berg. Damit machte er sich nicht nur Freunde und während der Nazizeit war das lebensgefährlich.

Weil er auch das Leben von der Empfängnis bis zum Begräbnis als Ganzes sah, sprachen wir so manches Mal bewusst über unser Lebensende, wie wir damit umgehen sollten, wenn jemand aus unserer Familie davon betroffen wäre. Meine Mutter wollte solche Gespräche partout nicht. Ihre sie ihr Leben lang plagende Angst stand hinter der Verweigerung, sich damit zu beschäftigen.

Als er auf den Achtziger zugeht, machte er mich wiederholt darauf aufmerksam, was ich, wenn er zuerst heimginge, hinsichtlich meiner Mutter zu erwarten hätte und daher beachten sollte. Da wir in unseren Sichtweisen bei weitem nicht übereinstimmten, widersprach ich ihm und sagte: „Ich kenn doch mit 40 Jahren Erinnerung meine Mama gut genug!“ Er ließ das nicht

gelten und betonte mit Nachdruck: „Nein, du kennst sie nicht!“ Na gut, dann kenn ich sie halt nicht, dachte ich mir in kurzsichtiger Selbstsicherheit, war aber überzeugt, dass ich sie selbstverständlich doch kenne und er sich täusche.

Damals dachte ich nicht mehr an seine Worte, als ich gut ein Dutzend Jahre zuvor meinen Eltern zu ihrem 40-jährigen Hochzeitstag gratuliert und zu ihm gesagt hatte: „Papa, jetzt kennst du Mama wohl schon durch und durch.“ Er hatte gelächelt und entgegnet: „Da täuschst du dich, so nach und nach lerne ich sie kennen!“ Das gibt’s doch nicht, hatte ich gemeint. Vierzig Jahre engste Lebensgemeinschaft und da sollte er sie noch nicht durch und durch kennen?

Als er starb, erinnerte ich mich sehr wohl an seine Beurteilung, wie es nun mit meiner Mutter weitergehen werde und was ich beachten sollte. Als sich meine Mutter vorerst sehr gefasst verhielt und es nicht nach der Überzeugung meines Vaters weiterging, fühlte ich mich in meiner eigenen Sichtweise bestätigt. Doch das dauerte nur einige Wochen, dann begann sich seine Vorhersage in vollem Umfang zu erfüllen. Ich hatte tatsächlich von vielen Schichten in der Persönlichkeit meiner Mutter keine Ahnung und es wurden einige äußerst mühsame Jahre, die uns beide zu einem umfangreichen Lernprozess nötigten. Für meine Mutter, weil sie sich immer geweigert hatte, sich mit dem möglichen Tod ihres Gatten und einer Zukunft ohne ihn auseinanderzusetzen, und für mich, weil ich mich in meiner falschen Selbstsicherheit zuvor nicht eindringlich genug mit den Erfahrungen und Voraussichten meines Vaters dazu beschäftigt und dazu auch nie mit meiner Mutter selbst gesprochen hatte. So mussten wir nun beide recht mühsam aus unseren Fehlern lernen.

Es gab mehrere Ursachen sowohl für die vielen teilweise nicht einmal ihr selbst bekannten oder von ihr aus verschiedenen Gründen zugedeckten als auch mir verborgenen und vor mir versteckten Schichten ihrer Persönlichkeit. Diese kamen erst durch den Verlust ihres Gatten und die damit verbundenen Veränderungen zum Vorschein.

Verglichen mit den Gesteinsschichten in den Dolomiten wurden sie erst durch die tektonischen Umbrüche und Abbrüche, die der Tod ihres Gatten bewirkte, sichtbar.

In den Dolomiten bin ich des Öfteren solchen Stellen begegnet, an denen die Schichten von einigen Millionen Jahren offengelegt und genau zu sehen waren. Außerdem kann man in den Dolomiten mit einem Schritt von den hellen Kalkschichten auf die dunklen der Lava von Vulkanausbrüchen kommen, die sich etwa durch entstehende Spalten den Weg nach oben gebahnt haben.

Mein Vater hatte offenbar während der 56 Jahre ihrer Ehe solche offen liegende Schichten entdeckt und zusätzlich auch die darunter liegende Masse des aus Überlebensstrategie oder anderen Ursachen Verdrängten und Unterdrückten zumindest deutlich genug geahnt, was da bei seinem Tod wie bei einem Bruch in der Sedimentdecke nach oben durchbrechen werde.

Wie bereits betont, bedeuteten vor allem die ersten Jahre nach dem Tod meines Vaters für meine Mutter und für mich einen schwierigen und mühsamen Lernprozess. Bei diesem halfen mir einerseits meine vor allem bei den Leben-im-Geist-Seminaren und den damit verbundenen vielen tiefgehenden Aussprachen zur Heilung der Lebensgeschichte und zur umfassenden Versöhnung gesammelten Erfahrungen. Andererseits waren mir die mit meiner Mutter gemachten Erfahrungen eine wertvolle Bereicherung in der Seelsorge und Begleitung und ich konnte Betroffenen wirksamer helfen.

Sehr aufschlussreich waren die Erfahrungen zum Verhalten ihrer nächsten Umgebung, das extrem weit auseinanderklaffte. Nur ganz wenige erkannten ihre tieferen Probleme, stellten sich der Herausforderung, handelten psychologisch richtig, hielten trotz langer Vergeblichkeit durch und waren ihr und mir eine unverzichtbare Hilfe.

Bei der weitaus größten Zahl derer, die sich damit beschäftigten, war das Gegenteil der Fall. Sie verschlechterten „gut gemeint doch falsch getroffen“ die Situation und verhinderten genau das, was heilsam gewesen wäre und geschehen hätte sollen.

Bei niemandem auf dieser Seite hatte ich den Eindruck, dass Fehltritte und falsches Verhalten aus irgendeiner negativen Absicht heraus geschahen, obwohl es unsinnige, ungerechte und verletzende Verurteilungen zu Hauf gab. Soweit ich es erkennen konnte, waren wohl so ziemlich alle davon überzeugt, das Geschehen richtig zu beurteilen und sich richtig zu verhalten.

Als Hintergründe und Ursachen für das richtige oder falsche Beurteilen und Verhalten wurden sehr deutlich die Schichten sichtbar, bis zu denen die Eigenwahrnehmung der einzelnen Personen reichte bzw. zugelassen wurde oder auf denen sie aufbaute. Und dazu natürlich auch eine ganze Reihe von Ursachen aus dem sozialen Umfeld, mit dem man übereinstimmen und nicht in Gegensatz geraten und sich damit Schwierigkeiten einhandeln wollte. Bei genauerer Betrachtung wurden da fast unglaubliche Hintergründe im Beurteilen und Verhalten sichtbar.

Sach- und personsgerechte Beurteilung und damit konstruktiv helfendes Verhalten einerseits und deren Gegenteil erstreckten sich quer durch alle Ebenen. Dabei spielten weder die Intelligenz und Bildung noch das Nähe- oder Distanzverhältnis zu meiner Mutter bzw. zu mir noch die religiöse Einstellung eine besondere Rolle.

Einen Hintergrund stellte die Tatsache dar, dass einem im je anderen stets ein Spiegel vorgehalten wird, in dem einem das eigene Sein und Sosein aufscheint. Bei Beichten und Aussprachen habe ich mich oft bei denen, die für mich in ihrem Bekenntnis unbewusst und unabsichtlich einen Spiegel abgegeben hatten, dafür bedankt. Sie hatten mir einen wertvollen Dienst erwiesen, denn ich wäre von mir selbst aus kaum auf die jeweiligen Punkte, die der Veränderung bedurften, draufgekommen.

Man kann selbstverständlich auch anders auf die Spiegelung und die damit verbundene Infragestellung seiner selbst reagieren. Es gibt dafür eine ganze Reihe von Möglichkeiten – vom Ausweichen und Verdrängen bis zum „Zerschlagen“ des Spiegels.

Sobald man sich ehrlich auf die im Spiegel erkennbare Infragestellung einlässt, landet man

meist alsbald bei herausfordernden Aufgaben vor sich selbst und vor den anderen. An sich wäre so etwas als eine große Chance für das eigene Wachstum und für ein richtigeres Beurteilen und Verhalten anzusehen, doch meistens überwiegen die Abwehrbewegungen. Man redet sich ein, das ginge einen eh nichts an oder wählt den einfacheren und scheinbar das Gegenüber und sich selbst „schonenden“ Weg, es beim gewohnten Status quo zu belassen. Damit verbaut man sich aber den Zugang zu den eigenen tieferen Schichten und zu einem Reifungsvorgang und kommt so kaum jemals zu einem kompetenten und wirklich hilfreichen Helfen für Betroffene.

Darf ich annehmen, dass Du selbst bereits oft im Leben vor der Entscheidung gestanden bist, lieber an der Oberfläche zu bleiben und Dir damit manches zu „ersparen“ oder die Hindernisse zu überwinden und Dich auf die Herausforderung einzulassen? Darf ich dann auch annehmen, dass Du wenigstens in etwa über die Vielschichtigkeit jedes Menschen einige Erfahrungen gesammelt und damit auch Verständnis für die Vielgestaltigkeit gewonnen hast?

Wenn Du Dir denkst, dass da noch einiges nachzuholen wäre, dann ermutige ich Dich sehr, dies nicht aufzuschieben, sondern bald anzugehen.

Selbstmitteilungen und ein tiefschürfender gegenseitiger familiärer Austausch waren früher nicht üblich. Sind sie es heute? Bei nicht wenigen wohl immer noch nicht. Dass dies, besonders in der familiären Sprachlosigkeit, aber auch mit jener im weiteren Umfeld, oft gravierende problematische Folgen zeitigte und zeitigt, weiß jede und jeder, die bzw. der mit Betroffenen zu tun hat oder selbst davon betroffen ist.

Auch in unserer Familie gab es da eindeutig Defizite. Ich selbst bedaure in Bezug auf dieses Thema daher zwei Versäumnisse sehr: Erstens dass ich mir viel zu selten Zeit genommen habe, mit meinem Vater und meiner Mutter zur Zeit, als sie beide noch lebten, in Gesprächen einen gemeinsamen oder unter vier Augen einen vertraulichen „Spaziergang“ in ihre tieferen Schichten zu unternehmen. Zweitens dass ich später, als mich die Leerstellen auch in Bezug

auf mich selbst immer mehr beschäftigten, Gespräche mit meiner Mutter wieder zu lange aufschob. Als ich endlich an einem schönen Sommertag mit ihr eine Wanderung um die Ödseen im Almtal machte und ihr konkrete Fragen stellte, merkte ich, dass es zu einem wesentlichen Teil bereits zu spät war. An einzelnen für mich eindeutig beweisbaren Episoden konnte ich erkennen, dass ihre Erinnerungen teilweise bereits verklärt waren und nicht mehr der ursprünglichen Wirklichkeit entsprachen.

Wenn wir nun einen Blick auf die vielen Gebiete werfen, in denen wir leben, durch die wir gestaltet werden bzw. sie mitgestalten, merken wir überall, dass sie in verschiedenster Weise vielschichtig und daher auch vielgestaltig sind.

Daraus ergibt sich das Wunderbare an Vielfalt, aber auch die Versuchung zur unberechtigten Auslassung und Vereinfachung, weil uns das Kennenlernen und der Weg zum Verstehen zu anspruchsvoll, zu mühsam und nicht selten auch zu gefährlich erscheinen.

In einer so stark manipulierten und manipulierenden Gesellschaft wie unserer modernen macht man sich meist keine Freunde, wenn man sich die einzelnen Schichten genauer vornimmt und dann zu viel durchschaut.

Eine Frau, die mich einmal gerne in ihre Familie eingeladen hätte, scheiterte damit bei ihrem Mann und erzählt mir danach, dass dieser mit der Begründung abgelehnt habe: „Der durchschaut einen ja!“ Es schien ihm offensichtlich zu gefährlich, sich auf eine Begegnung und damit vielleicht auf eine Infragestellung einzulassen.

In der Vielgestaltigkeit das Ganze mit seinen Gaben und Aufgaben, aber auch seinen Defiziten und Gefahren und vor allem mit seinem Sinn zu erfassen, lässt sich kaum ohne Kenntnis seiner vielen Schichten und das Verständnis für deren Zusammenwirken erreichen.

Macht man es sich zu einfach und überlässt das Denken anderen, haben Populisten jeder Sorte und die Verfechter der verschiedenen Ismen ein leichtes Spiel.

Nicht erst heute führt diese Tatsache zu folgenreichen Fehltritten und Fehlentscheidungen mit bisweilen katastrophalen Folgen für ganze Völker und Erdteile. Die Welt- und die Kirchengeschichte bieten dafür eine Fülle von Beispielen.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich immer an einen Satz meines Vaters, als viele nach dem Krieg sich mit der fadenscheinigen Ausrede für ihre falsche Beurteilung Hitlers und des Nationalsozialismus und damit ihre falschen Entscheidungen entschuldigen wollten: „Ja wenn man das gewusst hätte!“

Seine Antwort darauf lautete häufig: „Man hätte es wissen können, wenn man es hätte wissen wollen!“

Darum mein Tipp: Mach oft eine Wanderung durch die „Dolomiten“ Deines eigenen Lebens und des Lebens Deiner Bezugspersonen, aber auch der gesamten weiteren menschlichen Bereiche des privaten und des öffentlichen Lebens. Schau Dir genauer all die Schichten an, gerade die tiefer liegenden und nicht plakativen. Du wirst mit Sicherheit dann auch die Vielgestaltigkeit anders sehen, anders erleben, anders beurteilen und anders damit umgehen.

Um vorher ein für nicht möglich gehaltenes Staunen zu erleben, musst Du allerdings auch entsprechendes Erschrecken einbeziehen.

Du wirst dabei mit der Entdeckung des Wunderbaren im Alltag beschenkt, allerdings auch mit den dunklen Abgründen, den dräuenden Gefahren und den „heißen Eisen“ in Gesellschaft und Kirche etc. konfrontiert. Doch das bedeutet einen wichtigen Gewinn, denn mit

diesem Wissen bist Du all dem wenigstens in vielem nicht mehr hilflos ausgeliefert.

Inwieweit die Wanderung dann Dein Leben bereichert und es auch für Deine Umgebung fruchtbar werden lässt, hängt davon ab, ob Du sehr wohl den dunklen Bereich wahrnimmst, doch Dich nicht davon ablenken oder daran hindern lässt, die sich ergebenden Chancen und Herausforderungen anzunehmen, zu nützen und umzusetzen.

Papst Johannes XXIII. hatte zur Bewältigung dieser uferlosen Herausforderung einen sehr klugen Leitspruch, um nicht in Überforderungen zu landen und dadurch das Aufgeben zu provozieren: „Alles sehen und alles hören, vieles übersehen und überhören und wenig zurechtrücken.“

Also schauen, dass man wirklich gut informiert ist, dann aber unterscheiden, was es wert ist und was nicht, sich damit zu beschäftigen, zuletzt maßvoll nur das konkret angehen, was im Bereich einer Veränderungsmöglichkeit liegt. Dass man es nicht maßvoll angeht, sondern zu abrupt oder zu zögerlich, darin liegt häufig die Ursache für das Scheitern.

Daher war es für mich in der geistlichen Begleitung und bei den Seminaren etc. eine der wichtigsten Bitten an die Beteiligten, dass sie maßvoll vorgehen sollten, um nicht selbst von vornherein den Erfolg zunichte zu machen.

Nach dem II. Vatikanum fehlte es wegen der Draufgänger auf der einen und der Bremser auf der anderen Seite in manchem gerade an diesem maßvollen Vorgehen und daraus ergaben sich bis heute nicht mehr zu bereinigende Spaltungen – etwa in der Liturgie.

Wem genug zu wenig ist, dem ist nichts genug

Pepi Gleirscher in Neustift im Stubaital, vielen bekannt als Berg- und Schiführer, schickt mir seinen bereits seit langem erscheinenden Rundbrief „IDUMIR“. Es geht ihm auf der Basis des „Ich-Du-Wir“ um ähnliche Themen wie mir, um die Auseinandersetzung mit dem, was einen selbst, die nächsten Beziehungspersonen und die große Gemeinschaft betrifft.

Als geistlicher Begleiter durfte ich 1962 bei der diözesanen Hochgebirgsschiwoche im Stubaital

im Gebiet der Dresdnerhütte (damals noch alles zu Fuß und mit Fellen!) und 1969 bei der ebenfalls diözesanen Sommer-Bergwoche im Gebiet der Essener-Rostockerhütte (Osttirol, Virgental) mit ihm unterwegs sein und erinnere mich gerne daran.

Als Leitthema in der Nr. 225 von IDUMIR vom Sommer des vorigen Jahres verwendete er das nun von mir zu diesem Kapitel als Überschrift genommene Zitat des griechischen Philosophen Epikur (341-271 v.Chr.), für das wir kein

Update brauchen, weil es punktgenau eine reichlich fragwürdige Einstellung von zu vielen Menschen unserer Tage betrifft.

Pepi Gleirscher schreibt: „Ganz offensichtlich handelt es sich dabei um eine ‚Versuchung‘, der die Menschen schon in uralten Zeiten ausgesetzt waren.“ So kommt er in seinen Überlegungen über das Genug-haben bzw. das Nicht-genug-haben-können beim Essen und Trinken auf die moderne Wirtschaftsphilosophie mit ihrer verschwenderischen Wegwerfkultur, deren katastrophale Folgen für unsere Erde, sowie die daraus zu ziehenden nötigen Konsequenzen. Zum Schluss verweist er darauf, was ein glückendes bzw. glückliches Leben ermöglicht: Wenn einem das „Lebensnotwendige“ genug ist, führt dies über die Zufriedenheit dazu, ein glücklicher Mensch zu sein.

Die Einstellung verantwortungsloser Unersättlichkeit, dass genug immer noch zu wenig ist, die dadurch genährte Unzufriedenheit und das damit verbundene Nicht-genug-haben-können werden gezielt angeheizt, um den längst ad absurdum führenden ausbeuterischen Umgang mit Erde und Menschen zu rechtfertigen und zur kurzsichtigen Gewinnmaximierung aufrecht zu erhalten.

Dazu bedarf es wohl keiner näheren Beweisführung, denn langsam kommen auch wirtschaftlich und politisch Verantwortliche drauf, dass Papst Franziskus Recht hat mit seiner Feststellung: „Diese Wirtschaft tötet.“ – Nicht jede Wirtschaft, sondern eben diese verantwortungslos ausbeuterische.

Bei meinen Reisen hatte ich mit den teilnehmenden Gruppen reichlich Gelegenheit, vieles von dem zu sehen, was auf diese Weise allein in den vergangenen Jahrzehnten zugrunde gerichtet wurde.

Doch es waren erfreulicherweise auch positive Entwicklungen zu sehen – noch wesentlich weniger als die negativen, aber immerhin ein Anfang eines neuen Umgangs mit der Natur und den betroffenen Menschen.

Ich denke, dass die vorhin bereits zitierte Volksweisheit aus Indien, dass niemand meinen sollte zu klein zu sein, um etwas zu bewegen, trotz aller Aussichtslosigkeit auf eine rasche

globale Besserung Sinn macht. Niemand ist zu klein, um nicht wenigstens einen kleinen Beitrag für eine Veränderung in eine bescheidenere und umweltschonendere Lebensweise zu leisten. Es gibt viele Möglichkeiten dazu.

Freilich muss man dabei so manches Unverständnis in Kauf nehmen. Ich erinnere mich noch sehr genau daran, wie mir vor Jahren wegen meines diesbezüglichen Bemühens der Titel „Schädling der heimischen Wirtschaft“ verpasst wurde. Inzwischen kann man aber beobachten, dass immer mehr zu verstehen beginnen, dass sich auch mit einem umweltverträglicheren Wirtschaften gut leben lässt.

Jesus hat nicht zufällig oder gedankenlos seine Verkündigung mit dem Aufruf zum Umdenken begonnen. „Metanoete!“ *Martin Zellinger* verdeutlicht in seinem Buch zum Jesus-Weg „*Heilsame Schritte*“ dieses Wort so: „*Legt eine Nachdenkpause ein. Führt euch euer bisheriges Leben vor Augen. Bedenkt, was ihr bisher getan habt und kommt dann zur Einsicht. Haltet inne, um eine Lebensrückschau zu halten und schlagt darauf eine neue Richtung ein! Jetzt ist – wie gesagt – der Zeitpunkt günstig.*“ (Seite 56)

Dieses Umdenken beginnt stets mit dem je einzelnen Menschen. Wie eine größere Gemeinschaft von Menschen denkt oder nicht denkt, sich verhält, handelt oder nicht handelt, ergibt sich zum größten Teil aus dem Denken oder Nichtdenken, dem Verhalten und dem Handeln oder Nichthandeln der je einzelnen Mitglieder dieser Gemeinschaft.

Wie oft in der Geschichte haben Einzelne im Positiven wie im Negativen durch ihr eigenes Umdenken eine Veränderung im Denken, Verhalten und Handeln in ihrer Umgebung und darüber hinaus auch von vielen bewirkt!

In großer Dankbarkeit erinnere ich mich jener Menschen, welche auf meinen Anstoß hin die billige Ausrede, dass es auf sie nicht ankomme, aufgegeben, umgedacht und sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten engagiert haben. Mit Stauen konnten sie danach oft feststellen, dass sich viele neue Möglichkeiten weit über ihren früheren Horizont hinaus eröffneten.

Und wenn wirklich gar nichts möglich ist, dann bleibt immer noch das Gebet aus dem Glauben

an und das Vertrauen in den, von dem Jesus aus eigenem Wissen mit Bestimmtheit sagen konnte, dass ihm alles möglich ist, auch das für Menschen Unmögliche.

Ich freue mich mit all jenen, denen ich in ihrer und meiner Ohnmacht nichts anderes raten konnte als eben dieses Beten und die mir in vielen Fällen nach kürzerer oder längerer Zeit berichteten, dass sich in ihrer Ausweglosigkeit ein Heilsweg eröffnet hatte.

*Brich mich auf
Gott
Brich mein Inneres auf
in dem DU wohnst*

*So vieles hat sich
angesammelt
dich in mir
mit einer Schale umschlossen*

*Belanglosigkeiten
Gewohnheiten
Geschäftigkeiten
Lieblosigkeiten*

*und manchen Stachel
hab ich aufgestellt
zum Schutz für
meine Gemütlichkeit*

*Brich mich wieder auf
Gott
Brich die stachelige
Schale auf*

*Und durchströme neu
mein Denken
Handeln und Sein*

*(Aus Gedanken und Bilder / Sturm und Stille
von Friederike Stadler, Seite 17)*

Kippt der Zyklus der Natur?

Es stimmt, dass ein einzelner Mensch in Bezug auf die großen Weltprobleme nur äußerst wenig oder außer seinem Beten gar nichts beitragen kann. Und dennoch gilt das vorhin Aufgezeigte. Das Gesamt der durch den Menschen verursachten Veränderungen in der Natur hat sich nicht aus dem Handeln nur einzelner Menschen, sondern aus dem Handeln der Masse ergeben. Selbstverständlich haben etwa die Verkarstung weiter Teile des Mittelmeerraumes und die damit verbundenen Veränderungen der lokalen ökologischen und meteorologischen Gegebenheiten nicht einige einzelne Menschen verursacht und können ebenso wenig einige

einzelne Menschen heute in eine Gegenrichtung steuern. Doch hat jeder Einzelne durch sein Denken, Verhalten und Handeln einen Beitrag dazu geleistet. Die Summe all dieser verschwindend kleinen Beiträge hat schließlich über eine lange Zeit hinweg das ergeben, was wir heute vorfinden. Die zukünftigen Generationen werden das vorfinden, was wir Einzelne in Summe ihnen hinterlassen.

Ob der Zyklus der Natur sich wieder erfangen kann oder schließlich kippt, hängt also sehr wohl damit zusammen, ob wir als Einzelne endlich anfangen umzudenken, uns anders zu verhalten und anders zu handeln.

Die Notwendigkeit des kritischen Erinnerns

Zum „Tag des Judentums“ am 17. Jänner gab es eine Reihe von Veranstaltungen und viele einschlägige Hinweise und Artikel in den verschiedenen Medien.

Dabei wurde allein schon aus der gegebenen zeitlichen Situation heraus häufig auf die sich auflösende Erinnerung an die Ereignisse bezüglich der Juden im 20. Jahrhundert und besonders des Holocausts hingewiesen. Die Zeitzeugen sind bereits mehrheitlich verstorben

und die wenigen noch lebenden werden ihnen in kurzer Zeit folgen.

Die Erinnerung wachzuhalten ist allein schon wegen der heutigen Schnelllebigkeit und der immer unübersichtlicher werdenden Flut an Informationen kein einfaches Unternehmen. Dass es sich nicht um irgendeine, sondern um eine kritische Erinnerung handeln muss, macht das Anliegen zusätzlich noch schwieriger.

Dies gilt selbstverständlich gerade bei Christen nicht nur für die Juden betreffende Ereignisse der neueren Zeit, sondern generell für das Judentum überhaupt, denn es gibt kein Christentum ohne das Judentum, kein Neues Testament ohne das Alte.

Es ist mir ein Anliegen, Dir ein paar Gedanken zum Erinnern und im Besonderen zum kritischen Erinnern zu bieten. Schließlich müssen wir uns alle mit vielfältigen Erinnerungen – angefangen von den unsere persönliche Lebensgeschichte betreffenden und jenen in unserer Familie bis hin zur Kirchen- und Weltgeschichte – auseinandersetzen. Wir haben dazu verschiedene Möglichkeiten – wiederum angefangen vom Nichtbeachten, Vergessen, Verdrängen, Verklären, Verteufeln bis hin zur Wertschätzung und einem kritischen, aber befruchtenden kreativen Auseinandersetzen.

Judentum und Christentum sind von ihrem Wesen her Religionen der Erinnerung an den Weg Gottes mit den Menschen, der Menschen mit Gott und der Menschen miteinander, an Gottes Offenbarungen und sein Wirken in der Geschichte durch Menschen und mit Menschen. Eine besondere Bedeutung im Judentum hatte und hat etwa die Erinnerung an die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten, den Auszug und die Inbesitznahme des Gelobten Landes.

Gleichgültig, wo man nach diesen Ereignissen die Bibel des Alten Bundes aufschlägt, es begegnen einem immer wieder Hinweise auf diese Grundereignisse und Grunderlebnisse Israels und deren Folgen für die Entwicklung des Glaubens und Lebens, dazu Gebete, Zeremonien, religiöse Gebräuche usw.

In den biblischen Texten des Neuen Bundes verhält es sich nicht anders. Jesu Verkündigung besteht in wesentlichen Teilen aus seinen erinnernden Hinweisen auf den Weg Gottes mit seinem Volk und jenen des Volkes mit Gott, sowie die Erfahrungen Israels im menschlichen Miteinander. Diese Hinweise erfolgen allerdings nicht rein tradierend, also nur in einer unkritischen erzählenden Weitergabe, sondern in einer kritischen Auseinandersetzung.

Ein Beispiel dazu bieten die so genannten Antithesen der Bergpredigt (vgl. Mt 5, 21-48),

in denen Jesus aufweist, dass das Erinnern sich nicht immer genau nach der ursprünglichen Absicht Gottes, sondern nicht selten davon abweichend entwickelt hat. Daher übernimmt er nicht unbeschaut einfach die bestehende Erinnerung, nicht einmal brutto die verschriftete in den heiligen Texten – etwa beim Sabbatgebot. Weil die Texte der Tora bis ins kleinste Schriftzeichen hinein als absolut sicheres und daher punktgenau zu beachtendes und weiterzugebendes verschriftetes Wort Gottes galten, riskiert er damit seine Verurteilung als Ketzer. Dennoch betrachtet er mündliche und schriftliche Erinnerungen und die sich aus dem geschichtlich bedingten Prozess ergebenden veränderten Sichtweisen, Haltungen und Handlungsanordnungen vielmehr in der Weise, inwieweit sie mit dem Ursprung noch übereinstimmen oder sich davon entfernt haben, und führt sie darauf zurück.

Zu dieser kritischen Erinnerung kommt noch etwas sehr Wesentliches dazu. Der im Vorjahr verstorbene Theologe Johann Baptist Metz sprach von der „Compassion“, dem Mitleiden mit den anderen in der Erinnerung und in der Gegenwart.

Erinnerungen können sich einseitig auf die vielfältigen von anderen erlittenen Verletzungen beschränken – hier die Opfer, dort die Täter. Dann dienen sie der fortdauernden Verurteilung der Täter und dem Wachhalten des eigenen Schmerzes über das erlittene Unrecht. Damit bleiben die Aversion gegen die ehemals Verletzenden und das Fortsetzen von Selbstmitleid, Aggression und Unfrieden und verhindern Versöhnung und Wagnis eines neuen Weges im Miteinander und Füreinander statt im verfeindeten Gegeneinander oder interesselosen kalten Nebeneinander. Das ist leider das vorwiegend oder sogar in nicht wenigen Bereichen durchwegs anzutreffende Verhaltensmuster im privaten und öffentlichen Leben. Die bösen Folgen sind bekannt.

Johann Baptist Metz hat versucht deutlich zu machen, dass es auch anders geht, indem beide Seiten sich nicht nur der eigenen Leidensgeschichte sondern auch jener der anderen erinnern und sich im Mitgefühl und Mitleiden mit den anderen einem gemeinsamen Prozess

der Vergebung, der Befreiung aus den alten Verstrickungen, der Versöhnung und Heilung unterziehen. Damit lassen sich die Aggressionen beenden und die Grundlagen für einen dauerhaften Frieden schaffen.

Er hatte dabei konkret die Israeli und die Palästinenser im Blick.

Wie ganz anders wäre über das Mitgefühl und Mitleiden mit den je anderen ihre bisherige Geschichte verlaufen und welche durchaus erfüllbaren Hoffnungen würden für die Zukunft aufbrechen, hätten sich beide Seiten dazu aufraffen können bzw. würde es jetzt dazu kommen.

Bei den Reisen nach Israel und in die Palästinensergebiete war es mir ein besonderes Anliegen, mit den örtlichen Reiseleitern und den Teilnehmenden eine Auseinandersetzung mit diesem Thema anzustoßen.

Daheim hatte ich in meiner Pfarrgemeinde bereits vor vielen Jahren beim jährlichen Gedenken der FF beim „Kriegerdenkmal“ darauf hingewiesen, dass es erst dann einen dauerhaften Frieden zwischen den Völkern geben wird, sobald man sich ohne Wenn und Aber zu einer Haltung des Mitgefühls und des Mitleidens mit den Opfern und Betroffenen auf beiden Seiten durchgerungen hat. Der Vizebürgermeister hatte daraufhin statt seiner Ansprache nur gesagt: „Ich habe den Worten unseres Herrn Pfarrers nichts hinzuzufügen.“ Seither ist es selbstverständlich, sich nicht nur an das Leid der eigenen Leute, sondern in gleicher Weise an jenes der Feinde zu erinnern und mit Mitgefühl und Mitleiden ebenso für Opfer und Täter beider Seiten zu beten.

Jesus hat uns bis zur äußersten Konsequenz ein Beispiel für diese Haltung des Mitgefühls und Mitleidens gegeben. Ich denke, dass ich dafür nicht eigens die einzelnen Stellen aus den Evangelien zu zitieren brauche.

Als maßgebliches Zeichen der Erinnerung an ihn, sein Lehren, Leben und Wirken und des Mitfühlens und Mitleidens mit ihm setzte Jesus vor seinem Lebensende während des Paschamahles, der wichtigsten jüdischen Erinnerungsfeier, als sein besonderes Vermächtnis die Eucharistie ein: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“, also zur dauerhaften Aufrecht-

erhaltung der authentischen Erinnerung an ihn und damit seines Gegenwärtig-seins nicht nur unter den Gestalten von Brot und Wein, sondern in einem mitfühlenden und mitleidenden Herzen! Es ging ihm dabei mit Sicherheit nicht um ein Zeremoniell, sondern um ein den ganzen teilnehmenden Menschen verwandelndes Geschehen, das darüber hinaus auch eine wesentliche Grundlage für die Verwandlung der Gesellschaft darstellt. Leider wurde im Laufe der Zeit daraus dennoch weitgehend ein Zeremoniell, dem man „beizuwohnen“ hatte, ohne dass es dabei zu einer persönlichen Wandlung zu kommen pflegte. Auch die von Jesus als Handlungsbeispiel zuvor vollzogene Fußwaschung wurde zum harmlosen Zeremoniell am Gründonnerstag statt zu einer sozialen Revolution und zu einer das konkrete Handeln der Jüngerinnen und Jünger ständig bestimmenden Grundeinstellung.

Das II. Vatikanum bezeichnete zu Recht die Eucharistie als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG 11). Es lehrt, dass alle kirchlichen Dienste, Ämter und Apostolatswerke auf die Eucharistie hingeordnet sind. Frage: Waren und sind sie es in der Praxis wirklich? Eine in allem getreue Umsetzung und Weiterentwicklung der von Jesus beabsichtigten Erinnerung inclusive des Mitgefühls und Mitleidens, sowie der persönlichen und gesellschaftlichen Verwandlung darf wohl bei allen christlichen Kirchen und Gemeinschaften mehr oder weniger bezweifelt werden.

Gerade in der Entwicklungsgeschichte der Eucharistie, ihrer liturgischen Gestaltung, ihrer pastoralen Stellung und dem Umgang mit ihr im christlichen Glaubens- und Lebensalltag sind deutlich die Defizite in der Verwirklichung der Absichten Jesu zu ersehen.

Es liegt in der Natur des Menschen, dass seine Erinnerungen nicht einfach unbeeinflusst von seinen Lebensumständen und all den verschiedenen gesellschaftlichen, religiösen und anderen Entwicklungen linear weiterlaufen, sondern eben durch all das bisweilen maßgeblich verändert werden. Das geschah auch hinsichtlich der Eucharistie und vielen weiteren Vorstellungen und Absichten Jesu.

Daher ist es nicht nur legitim, sondern um der Wahrheit und der Übereinstimmung mit Jesu Vorgaben unbedingt erforderlich, den jeweiligen Erinnerungen und den sich daraus geschichtlich ableitenden Folgerungen und Entwicklungen kritisch zu begegnen – so wie Jesus selbst in den Antithesen seinen Zeitgenossen die Abweichungen bewusst gemacht und ein Umdenken und Weiterdenken abverlangt hat.

Dies wäre auch der unbedingt zu beachtende Ausgangspunkt für eine Lösung der verschiedenen „heißen Eisen“ in den Kirchen und im Christentum unserer Zeit.

In der Woche vom 18. zum 25. Jänner schließt an den „Tag des Judentums“ die „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ an. Alle christlichen Kirchen und Gemeinschaften pochen auf ihre je eigenen auf Erinnerungen und deren Deutung beruhenden Traditionen. Dabei verfolgen so ziemlich alle einen die je anderen Erinnerungen und deren Deutungen bei anderen Kirchen und Gemeinschaften nicht einschließenden sondern ausschließenden Weg, selbst dann, wenn weder die eine noch die andere Erinnerung und Deutung als der tatsächlich ursprüngliche und authentische nachweisbar sind.

Es wird wohl kaum jemals eine Einheit erreichbar sein, solange Erinnerungen und Traditionen, selbst wenn sie noch so alt sind, nicht zuerst einmal eine kritische Betrachtung durchlaufen und dann auf den Ursprung zurückgedacht und für die unumgängliche Weiterentwicklung vorausgedacht werden.

Dabei wird man auch nicht darum umhin kommen zu beachten und anzuerkennen, dass bereits Ursprünge verschiedenen Sichtweisen, Deutungen und damit Bedeutungen unterliegen und die Erinnerungen daran wiederum.

Natürlich gibt es allgemein und für alle gültiges und nicht aufgebbares Wesentliches in den Erinnerungen und deren Deutungen.

Viele Erinnerungen haben zwar von der Sache her oder für einzelne Gemeinschaften ihre Berechtigung, gehören aber nicht dazu und daher sollte man diesen mit weiter Toleranz begegnen. So wenig wie es nur eine einzige mögliche oder richtige Feierform für ein Fest gibt, gibt es etwa auch nur eine einzige mögliche richtige liturgische Feierform der Eucharistie. Eine verständliche, echte, ehrliche, tiefe, bewegende, heilende und den Alltag durchwirkende Feier lässt sich je nach dem Umfeld, in dem sie stattfindet, in nicht zählbarer Vielfalt gestalten.

Spontan erinnere ich mich an einen Vortrag über das Gebet und das Beten, den ich einmal gehalten habe. Ich begann ohne Absicht auf Vollständigkeit mit der Darlegung der Vielfalt der Möglichkeiten zu einem guten Beten.

Nach etwa einer Viertelstunde unterbrach mich eine fromme Frau mit dem Zwischenruf: „Aber Maria hat gesagt: Betet den Rosenkranz!“

Ich antwortete ihr: „Ja, das hat sie gesagt, aber sie hat nie gesagt, betet NUR den Rosenkranz. Mein Vortrag dauert noch drei Viertel Stunden und da werde ich sicher auch noch zum Rosenkranz als einer guten Gebetsform etwas sagen.“

Ebenso erinnere ich mich an die Antwort unseres Spirituals P. Igo Mayr im Priesterseminar auf unsere Frage nach der richtigen Gebethaltung. Seine Antwort war für uns in all der gewohnten Reglementierung sehr befreiend und ermutigend: „Die richtige Gebethaltung ist immer die, welche einen Betenden mit Gott verbindet.“

Darauf kommt es an, alles Weitere hat diesem Ziel zu dienen.

Kritisches Erinnern mit Empathie, Mitgefühl und Mitleiden – wäre das nicht für uns alle etwas, womit sich in unserem Leben Wichtiges bewegen, positiv verändern und weiterentwickeln könnte?

Realitäten schaffen Sprache und Sprache schafft Realitäten

Es ist schwierig bis fast unmöglich, in der Realität eines bestimmten Umfeldes mit einer Sprache anzukommen, wahrgenommen und angenommen zu werden, wenn sie in dieser der

gegebenen Mentalität, den kulturellen Voraussetzungen oder dem intellektuellen und ethischen Niveau nicht entspricht. Dieses Problem ergibt sich nicht erst bei der

kirchlichen Verkündigung – bei dieser allerdings in besonderem Ausmaß.

Ich erinnere mich an meine Zeit als Präses und Verantwortlicher für das Berufsschulinternat im Kolpinghaus Schärding. Da gab es als von mir vorerst nicht veränderbare Realität immer einen bestimmten Anteil bei den Jugendlichen im Internat und bei den übrigen Hausbewohnern, die über eine gepflegte Sprache nicht erreichbar waren. Eine gepflegte Sprache war für sie wie eine nie erlernte Fremdsprache. Man war durch diese Realität genötigt, auf deren Auffassungsniveau und Ausdrucksweise umzusteigen und das prägte unbewusst und ungewollt umgekehrt nicht zu ihrem Vorteil die eigene Sprache.

Ich war damals erst mit den Männern, dann auch gemeinsam mit den Frauen einer Familienrunde jedes Jahr auf einer Schiwoche in den Zentralalpen oder in den Dolomiten. Beim allgemeinen Erzählen und Diskutieren in der abendlichen Runde schaute mich einmal einer der Teilnehmer etwas verwundert an und sagte: „Franz, wie sprichst du denn?“ Erst seine Frage machte mir bewusst, wie sich in dem einen Jahr meine Sprache im negativen Sinn verändert hatte.

Die Sprache einer immerhin nicht gerade kleinen Gruppe schuf im Kolpinghaus Realitäten und diese schufen eine ihnen entsprechende Sprache.

Was sich damals im kleineren Rahmen ereignete, ist heute durch die so genannten sozialen (asozialen) Medien zum allgegenwärtigen sehr bedenklichen Massenvorgang geworden, der weltweit eine starke gesellschaftsverändernde Wirkung zur Folge hat. Zum Klimawandel in der Natur gesellt sich der noch rascher fortschreitende soziale und politische Klimawandel.

Viele sprachliche Veränderungen ereignen sich nicht irgendwie zufällig oder als kurzlebige Mode, sondern werden von bestimmten Interessengruppen gezielt in die von ihnen gewünschte Richtung gedreht. Einst waren z.B. Flüchtlinge aus den kommunistischen Oststaaten in Europa auf „Fluchthelfer“ angewiesen, während heute Flüchtlinge etwa aus Syrien der „Schlepper“ bedürfen. Schon damals galten „Fluchthelfer“ östlich des

Eisernen Vorhangs generell als kriminelle Schlepper, westlich desselben aber – wie der Name schon sagt – als willkommene heldenhaft sich einsetzende Helfer.

Als Christen stehen wir dadurch, dass einerseits Realitäten Sprache schaffen und andererseits Sprache Realitäten schafft, vor einem sich ständig ausweitendem Problem. Die über Jahrhunderte hinweg gültigen Begriffe mit ihren eindeutigen oft in Dogmen festgelegten Inhalten werden häufig – etwa in der Esoterik – mit anderen Inhalten gefüllt und dasselbe Wort bezeichnet dann statt einer Person eine unpersönliche Energiequelle. Oder werden nicht mehr verstanden oder kommen im Alltag nicht mehr vor und verschwinden damit über kurz oder lang auch aus dem Bewusstsein.

Wie aber ist die Forderung, die Kirche müsse sozusagen ein generelles Update ihrer gesamten Verkündigung machen, sich also in den neuen gesellschaftlichen Realitäten einer neuen Sprache bedienen, um die alten nicht aufgebbaren Inhalte für die heutigen Menschen verständlich und akzeptabel verkünden zu können und eine neue religiöse Realität zu schaffen, erfüllbar?

Eine zielführende Antwort auf diese Frage ist nicht erst heute eine wichtige und von wesentlicher Bedeutung – sie war es bereits während der gesamten Kirchengeschichte, weil die Zeit nie stehen geblieben ist.

Von weitsichtigen Professoren wurde uns Seminaristen im Priesterseminar das ständige Bemühen darum als unumgänglich wichtig ans Herz gelegt. Ich hatte das Glück, von Jugend an weltoffene Seelsorger bei ihrer Verkündigung zu erleben und mit ihnen zusammenzuarbeiten. Daher war es für mich immer selbstverständlich, diese Frage im Auge zu behalten, denn wenn ich sie in meinem Wirkungsbereich nicht wenigstens annähernd lösen kann, ist der Großteil meiner Bemühungen von vornherein als verfehlt und wirkungslos abzuschreiben.

Mein Weg war bisher vor allem davon geprägt, nach dem Beispiel Jesu ein der heutigen Realität entsprechendes verständliches Narrativ zu schaffen, indem möglichst viel in aus dem heutigen Alltag geschöpften Gleichnissen und bildhaften Beispielen zu einem Aha-Erlebnis

werden kann. Wenn wir es nicht schaffen, allgemeine Glaubenswahrheiten in persönliche Glaubenserfahrungen überzuführen, wird es Kirche als positive persons- und gesellschaftsverändernde Kraft in unserem Raum bald nur noch in kleinen Gruppen oder nicht mehr geben.

Was ich vorhin darzulegen versuchte, gilt natürlich nicht nur für hauptamtlich oder ehrenamtlich in der Glaubensverkündigung Tätige, sondern für jede und jeden, der bzw. dem aufgrund der Taufe die Weitergabe der Frohen Botschaft wichtig ist. Eltern haben sich stets zu fragen, auf welche Weise sie ihren

Kindern die Frohbotschaft und ein Leben danach so verkünden und vorleben müssten, damit dies in ihnen zündet und Hoffnung besteht, dass sie nicht milieubedingt bloß äußerlich und vorübergehend mitmachen, sondern aufgrund eigener Erfahrung wirklich darauf einsteigen und dabeibleiben. Ähnliches gilt im näheren und weiteren Umfeld, denn ohne missionarische Ausrichtung zündet nichts im Umfeld und verlöscht mit der Zeit auch in einem selbst. Das ist zwar aus verschiedenen Gründen heute schwieriger denn je, doch unerlässlich.

Im christlichen Glauben geht es zentral um Freiheit und Wandlung

Die obige Aussage stand in einer Mitteilung von plan:g am 26.1.

Und darunter lautete die Bitte: „Gehen Sie mit uns den Weg von der Wohltätigkeit zur Solidarität.“

Ich schreibe diese Zeilen, nachdem ich vorhin gerade den Gottesdienst zum Gedenken an den heiligen Johannes Bosco gefeiert habe. Im Blick auf ihn und auf viele andere seinesgleichen denke ich mir, dass wahrscheinlich jene, denen christlicher Glaube für ihre Lebensgestaltung maßgeblich wichtig war und ist – und dazu rechne ich auch die Leserinnen und Leser meines Rundbriefes – sich nun wahrscheinlich denken, dass dies für Christen ohnehin selbstverständlich ist.

Wirklich?

Wenn wir unseren Blick zurückschweifen lassen bis zu den Berichten der Bibel, dann weiter durch die kirchengeschichtliche Entwicklung bis herauf in unsere Tage, hinein in den Alltag der Christen im „christlichen“ Europa und global hinaus in das, wie Christen weltweit heute denken, leben und handeln, landen wir allerdings wieder einmal nicht in der Selbstverständlichkeit und Eindeutigkeit, sondern in der Vielschichtigkeit.

Daher besser hinter obiger Aussage und Bitte nicht gleich einen Punkt machen und sich „passt schon“ oder „so läuft es ohnehin“ denken, sondern genauer hinsehen.

Freiheit, Wandlung, Wohltätigkeit, Solidarität und richtiger Lebensweg waren in keiner Kultur

und Gesellschaft jemals allgemein und auf Dauer eindeutig. Das war auch der christliche Glaube nicht, ebenso war es nicht die Stellung dieser Punkte, weder in der Theologie noch in der Pastoral noch im christlichen Alltag.

Ein genaues Eingehen darauf würde ein Buch ergeben.

Ich beschränke mich auf die Bitte an Dich, bloß ein bisschen Deine biblischen, kultur-, gesellschafts- und kirchengeschichtlichen Kenntnisse zu bemühen und einen Blick auf Dein eigenes Denken, Glauben und Leben, in Deine Umgebung und über den Schatten des Kirchturms hinaus auf das werfen, was sich weltweit tut.

Da landest Du sogleich bei der Frage des Pilatus an den vor ihm stehenden gedemütigten Jesus, der eben zu ihm gesagt hatte, er sei gekommen, um für die Wahrheit Zeugnis abzulegen: „Was ist Wahrheit?“ (Joh 18,38)

Was ist Freiheit? Freiheit von, Freiheit zu, Freiheit für...? Was sind Freiheitskämpfer? Helden, Heilige, Terroristen? Wo beginnt Freiheit, wo hört sie auf? Etc., etc.

Was heißt Wandlung? Weswegen, wofür? Was muss bleiben, was soll sich ändern? Wann, wie, wo, durch wen, mit wem? Etc. etc.

Wohltätigkeit? Was tut wirklich wohl? Aus welcher Sichtweise tut was wohl und was nicht? Wann, wo, wie, warum schlägt Wohltätigkeit leicht in Bevormundung oder Entmündigung um? Wann, wo, wie wird sie zum Alibi für Pflichten, die sich eigentlich aus der geschuldeten Gerechtigkeit ergeben würden? Etc. etc.

Solidarität? Wer mit wem, warum, wozu? Auf welche Weise? Auf welcher Basis? Nach eigenem Für-genug-halten oder nach gesellschaftlichem Man-tut oder aus verpflichtender Forderung der Gerechtigkeit? Etc. etc.

Richtiger Lebensweg? Was gilt da allgemein und was steht der freien persönlichen Gestaltung zu? Was und wer bestimmt, was der richtige Lebensweg ist und was nicht? Die jeweils geltende Kultur, die Religion, das Gewissen? Etc. etc.

Der christliche Glaube? Den für alle Christen einheitlichen gab es ab der Urkirche nie, gibt es nicht und wird es nie geben. Aber welche Version aus den zigtausenden Versionen stimmt dann eindeutig? Die katholische? Etc. etc.

Zentral? Das Zentrum scheint zumindest eindeutig zu sein, als die Mitte, so wie im Labyrinth, oder als der Pol, um den sich alles dreht. Beim zu zeichnenden Kreis ist es einfach, da ist es mit Sicherheit der Punkt in der Mitte. Doch kennst Du sicher das Sprichwort: So viel Köpfe so viel Meinungen. Wie schaut es daher auf dem kulturellen, gesellschaftlichen, religiösen und auf vielen weiteren Gebieten aus? Kann und wird da nicht schon wieder so viel Unterschiedliches als zentral gelten und oft bis aufs Messer verteidigt werden? Wieder Etc., etc.?

Also landen wir wie schon so oft beim Seufzer von Fred Sinowatz: „Es ist ja alles so kompliziert!“

Ja, das ist es. Und weil es das ist, weichen wir meist entweder jeder gründlichen Auseinandersetzung aus, ignorieren die vielen Möglichkeiten und legen uns der Einfachheit halber auf eine Sichtweise fest oder landen über den Relativismus in der Gleichgültigkeit.

Ich berichte Dir dazu ein Erlebnis, das mir und meiner Gruppe 2007 beim Besuch des Don Bosco Navajeevan Street Children Home Hyderabad in Indien sehr zu denken gegeben hat, und hoffe, dass Du es für Dich und in Deinem Umfeld auch umsetzen kannst.

Mit einer Gruppe besichtigte ich das Straßenkinderheim von Fr. Anand, an dessen Aufbau wir in verschiedener Weise mitgeholfen hatten. Fr. Anand gehörte zur Ordens-

gemeinschaft der Salesianer Don Bosco und ist leider 2017 viel zu früh verstorben. Beim Besuch konnten wir eine praktische Lektion zu allen vorhin genannten Punkten lernen, wie man mitten in unüberschaubar komplizierten Verhältnissen für diese entsprechende Lösungen ermöglichen kann.

Straßenkinder: Sie lebten in der Freiheit. In welcher? Die meisten kamen aus gewalttätiger familiärer Umgebung, aus der sie als Unterdrückte, Überflüssige oder Unerwünschte geflüchtet waren und die Freiheit im Elend der Straße dem nicht mehr auszuhaltenden Daheim vorgezogen hatten. Aber was machte die dadurch erlangte Freiheit aus ihnen?

Don Bosco: Zu seinen Lebzeiten war die Entwurzelung der Familien durch die industrielle Revolution im vollen Gang. In Turin gab es zehntausende Straßenkinder, die ebenso die unleidlichen Verhältnisse in die Freiheit der Straße verschlagen hatten. Don Bosco sah weitzitend, dass man dem Elend mit bloßer Wohltätigkeit nicht beikommen konnte. Es musste ein Wandel geschehen vom wohlthätigen Almosen der Habenden zu denen, die nichts hatten, zum solidarischen Miteinander auf Augenhöhe. Denn Almosen allein schafft kein Ansehen, keine Würde und kein Selbstwertbewusstsein. Ein Leben als Almosenempfänger ist ein demütigendes.

Fr. Anand, seine Mitarbeiter und die Wandlung: Sie gingen bei Tag und bei Nacht hinaus an die Orte, an denen sie die gestrandeten Kinder wussten. Nach ihrer Aufnahme ins Heim konnten diese Kinder absolut keinen finanziellen Beitrag leisten. Wir interessierten uns aber nicht nur für die Finanzierung. Fr. Anand erzählte uns, dass sie davon ausgehen, dass jedes noch so verwahrloste Kind auch ohne Schulbildung Verstand, Talente und natürliche Fähigkeiten mitbringt und dass sie mit diesen Voraussetzungen alle etwas Wesentliches für die Gemeinschaft beitragen können. Dadurch wird nicht bloß Personal und Geld gespart, sondern die Kinder werden in ihrem ganzen Menschsein wahrgenommen, angenommen und ernstgenommen und erlernen so einen gesunden

Selbststand, ihr gestörtes oder zerstörtes Selbstwertgefühl kann sich neu bilden und sie entdecken ihre Würde. Das alles sind unerlässliche Voraussetzungen für ein sinnvolles und glückendes Leben. Einer seiner Mitbrüder zeigte uns viele Fotos von Kindern ab ihrem Ankommen im Heim und über ihre weitere Entwicklung – und dann erlebten wir sie bereits ab dem Flughafen, wo sie uns Unbekannten gleich ein Freundschaftsband um den Arm banden, voll sprühenden Lebens und bei großartigen Darbietungen. Wir konnten ihre Arbeiten in den Werkstätten bewundern und ihr Miteinander beobachten. Es war unglaublich, welche Wandlung geschehen und was aus den Davongelaufenen, achtlos Ausgegrenzten und Abgeschobenen geworden war.

Der kleine Raum der Stille: Er befand sich im Mittelpunkt des Heimes an einer unauffälligen Stelle. Niemand sollte sich beim Besuch des Raumes beobachtet fühlen. Wir wussten, dass unter den etwa 400 Kindern und Jugendlichen nur ganz wenige Christen waren. Fr. Anand hatte uns aber gesagt, dass auch viele Nichtchristen sehr gerne diesen Raum aufsuchen. So staunten wir, als wir den Raum betraten und dort nicht einfach einen Meditationsraum nach indischer Art vorfanden. Denn auf Augenhöhe stand in der Wand vorne eine kleine Monstranz mit dem im eucharistischen Lebensbrot gegenwärtigen Jesus, links hing ein Bild von Maria und rechts eines von Don Bosco. Den ansonsten leeren und schmucklosen Raum erfüllte für uns alle spürbar eine in der Tiefe ergreifende Atmosphäre, die uns sehr bewegte. Nachher erzählte Fr. Anand, dass die Kinder und Jugendlichen sagten, dort sei einer, der sie immer mit liebenden Augen anschau. Auf Augenhöhe, denn er wurde Mensch, in allem uns gleich außer der Sünde, er solidarisierte sich gerade mit den Ausgegrenzten und unter die Räder

Gekommenen – nicht als spendabler Wohltäter von oben herab, sondern im Mitleben und Mitleiden mitten im Schmutz der Erde und ermöglichte so, dass ein Wandel stattfinden und Menschen ihre Würde finden konnten.

Zu diesem Erlebnis kommt mir in den Sinn, was Papst Franziskus von seinem Erlebnis in der Kirche San Luigi an der Piazza Navona in Rom berichtet, wenn er das großartige Bild Caravaggios von der Berufung des Evangelisten Matthäus betrachtete und sich als ein mit Erbarmen angeschauter Sünder erlebte.

Die neue, größere Gerechtigkeit und das

Zentrale: In der Bergpredigt betont Jesus sehr stark die neue, größere Gerechtigkeit, die vonnöten ist, um in das Reich Gottes zu gelangen (Mt 5,20). Diese Forderung Jesu wird leider in dem Zusammenhang, in den Matthäus sie gestellt hat, leicht als eine noch strengere Gesetzeserfüllung als durch die Pharisäer missverstanden. Jesus geht es nicht um ein Noch-genauer-als, sondern um ein Anders-als. Es geht um die Ausrichtung auf das Verhalten Gottes, also um die Überschreitung der zu engen menschlichen Sicht- und Handlungsweisen hinein in die grenzüberschreitende Sicht- und Handlungsweise Gottes. *„Die neue Gerechtigkeit beginnt erst nach dieser Grenzüberschreitung. Das alte Richtmaß war der Mensch mit seinen Rechtsansprüchen und Gesetzen. Das neue Richtmaß ist Gott mit seiner maßlosen Liebe zum Menschen. Ihr sollt ‚Söhne eures Vaters‘ werden.“ (Karl Herbst, Was wollte Jesus selbst? II, Seite 122f)*

Das ist das Zentrale des Christseins. Diese Liebe schafft wahre Freiheit, Erfahrung von Zuwendung auf Augenhöhe, sich hingebende Solidarität, über die Wohltätigkeit hinaus den Beitrag zum Wohlsein im Sinn der größeren Gerechtigkeit und damit die Basis für einen grundlegenden Wandel und den richtigen Lebensweg.

Wer in Sachen Friedenstiften nicht kompetent ist, soll die Finger von der Politik lassen

So lautete ein Satz im Kurzartikel *„Ein einziges kleines Wort“* von Hildegard Keuf unter der Rubrik *„Glaubensfrage“* (Die Furche vom 30.1.)

Ich erlaube mir, den Satz zu ergänzen: ...und auch von der Religion.

Doch weil in der Politik wie in der Religion am häufigsten „Alpha-Tiere“ (leider im negativen

Sinn) das Sagen haben, schaut es in beiden nicht danach aus, dass es einmal dazu kommen könnte, dass die kompetenten Friedensstifter das Handeln bestimmen.

In Politik und Religion geht es vorwiegend um das Durchsetzen der eigenen Anschauungen gegen jene der anderen und das Erlangen und Behalten der eigenen Macht über andere. Da rangieren jeweils meist die Interessen des Ich und des Wir der eigenen Gemeinschaft vor den Bedürfnissen des Du und der anderen. Es geht vorwiegend um das eigene Rechthaben und dessen Durchsetzen.

Dies sind wohl auch die Hauptursachen für das nicht gerade geringfügige Abweichen der christlichen Kirchen von ihrem Stifter Jesus Christus, von dem, was er vorgelebt und was er gelehrt hat, von seinen Vorstellungen vom Reich Gottes (= dem umfassenden Zum-Zug-Kommen des bedingungslos liebenden Gottes in allem und in allen) und von seinen Anweisungen dazu.

Es ist unbestreitbar auch eine der Hauptursachen für das schon sehr bald in seiner Geschichte zerstrittene Christentum und für das bis heute nicht mögliche Erreichen einer versöhnten Ökumene.

Ich erinnere mich an viele Gespräche und Erlebnisse zu diesem Thema. Lebendig sehe ich noch die Oberin in einem der orthodoxen Moldauköster in Rumänien vor mir, die ich hinsichtlich der Ökumene befragte. Sie lächelte und antwortete: „Schauen Sie, es geht doch überall nur um Heilige Stühle. In Konstantinopel, in Moskau, in Rom – und keiner, der drauf sitzt, will herunter!“ Ähnliches sagte mir eine Schwester auf meine Frage auf Kreta. In einem Männerkloster merkte beim Kircheneingang ein Mönch, dass ich katholischer Priester bin und erteilte mir sofort sehr aufgebracht eine Lektion, dass für mich als Katholik von Vornherein der Weg in die Hölle bestimmt sei.

Der eigene Machtgewinn und Machterhalt standen, wenn es darauf ankam, bisher in der Geschichte meist vor allem anderen und daran wird sich wahrscheinlich auch in Zukunft kaum viel ändern. Denn das würde eine grundlegende menschliche Änderung im Charakter, im

Denken und im Handeln voraussetzen – sowohl bei den Mächtigen als auch bei denen, die durch deren Macht für sich selbst profitieren und sie ans Ruder bringen oder im Sattel erhalten.

Es hat sie natürlich gegeben, die kompetenten Friedensstifter in Politik und Religion. Es hat sie gegeben, jene, die dazu imstande waren, vor den Eigeninteressen das Ganze und die Bedürfnisse der anderen wahrzunehmen und sich dafür einzusetzen. Es hat sie ergeben, die über eine erweckende statt über eine unterdrückende Autorität verfügten und daher auf eine befreiende und einbeziehende statt auf eine unterdrückende und ausschließende Macht setzten, die dem Füreinander und Miteinander den Vorrang vor dem Gegeneinander gaben. Es gibt sie heute und es wird sie in Zukunft geben. Doch beim Blick in die Geschichte und besonders in die gegenwärtige demokratische Geschichte fällt Dir vielleicht auf, dass sie meist keine Mehrheit seitens der Basis gefunden haben. Gewählt wurden meist jene, die rücksichtslos ihre Eigeninteressen oder jene ihrer Partei oder Anhänger durchzusetzen versprochen, jene, die es den anderen schon zeigen, wo der Bartl den Most holt...

An sich nichts Neues, denn im Psalm 73, 9f heißt es bereits: „Sie reißen ihr Maul bis zum Himmel auf und lassen auf Erden ihrer Zunge freien Lauf. Darum wendet sich das Volk ihnen zu, das Wasser ihre Worte schlürfen sie gierig.“ Ich habe mir das auch wieder gedacht, als ich mir den Film „Ein verborgenes Leben“ über Franz Jägerstätter angesehen habe. Hitler ist weder vom Himmel gefallen noch aus der Hölle emporgestiegen, er wurde gewählt und er konnte all die Verbrechen nur ausführen, weil ihm entsprechend viele Einzelne und Gruppen, die sich für ihre eigenen Interessen davon einen Gewinn versprochen, dazu geholfen haben.

Gehen wir von den oberen Stockwerken, von „denen da oben“ ins Erdgeschoß unserer eigenen Geschichte. Schaut es da im Prinzip wesentlich anders aus oder sehen wir da eine Miniaturausgabe der Welt der Großen in jener der Kleinen? Die verschiedenen Machtspiele haben wir alle in verschiedenem Ausmaß angefangen von kaum Merkbarem bereits als Babys begonnen und werden sie voraus-

sichtlich, solange wir bei Bewusstsein sind und die Möglichkeit dazu haben, erst mit unserem letzten Atemzug beenden. Die Anlage zur Empathie, zur selbstlosen Liebe, zum Aufhelfen, zum Vergeben und Versöhnen und damit zu einem friedlichen Miteinander haben alle Menschen mitbekommen, doch das Entfalten und das Ausüben ist für jeden ein lebenslanger Lern- und Umsetzungsprozess. Diesem kann man sich auch versagen und sich mehr oder weniger dem Gegenteil verschreiben, denn wir alle haben auch die Anlage zum Gegeneinander, zum Unterdrücken und Benützen anderer und zu weiteren egozentrischen Verhaltensweisen in unserer evolutionären Entwicklung als Überlebensstrategie mitbekommen und müssen damit fertig werden.

Leider ist etwas, was uns als Christen bewusst sein müsste, dass es uns dazu angeboten wird, weitgehend in Vergessenheit geraten: Gnade. Mit vielem werden wir allein aus eigener Kraft nicht fertig. Doch Gottes Zuwendung und Gnade ermöglicht uns vieles, was für uns allein nicht oder nur sehr bruchstückhaft möglich ist. Allerdings müssen wir für sie offen sein, denn Gott ergeht sich sicher nicht in Zwangsbeglückungen.

Einen wesentlichen Satz zur Friedenkompetenz habe ich in dem Buch „Die Rache der Vergebung“ von Eric-Emmanuel Schmitt gelesen. In er darin enthaltenen Erzählung mit demselben Titel sagt Élise bei einem Besuch im Gefängnis zum Mörder ihrer Tochter: „Bevor man verzeiht, muss man verstehen. Ich habe deine Taten nicht verstanden.“ (Seite 236)

Diese Bemerkung hat mich an Corrie ten Boom und ihr Buch „Die Zuflucht“ und ihr Bemühen

um die Täter in den KZ erinnert. Wie kann man verstehen, dass ansonsten ganz normale Menschen, liebevolle Familienväter im Handumdrehen derartig böse Taten vollbringen?

Ebenso habe ich mich an viele Aussprachen erinnert, bei denen es um Vergebung gegangen ist. Ein wirkliches Vergeben und ein dadurch zu erlangendes weiteres Leben im Frieden mit sich selbst und miteinander ist erst möglich, wenn man die Hintergründe des Täters und seiner Taten verstehen kann.

Ansonsten bleibt man an der Oberfläche. Die nötige Heilung der Verletzungen muss aber in der Tiefe erfolgen, sollen nicht diese Verletzungen über kurz oder lang wieder zum Unfrieden führen. Genau das war auch das Anliegen von Corrie ten Boom. Ich selbst habe es in hunderten Fällen, mit denen ich es auf niedrigerem Niveau zu tun hatte, nicht anders erfahren.

Das Gehen in die Tiefe gehört allerdings zum Schwierigsten, was einem zugemutet wird, denn es ist ohne das genaue Hinschauen auf oft so Enttäuschendes und furchtbar Schmerzliches nicht möglich.

Bei der Fülle von Erinnerungen, die in mir auftauchen, wird mir bewusst, dass nun eigentlich ausführlichere Erklärungen folgen müssten. Ich lasse es dennoch bei dem Angeführten bewenden und vertraue darauf, dass Du Dir selbst die Mühe machst, die Thematik genauer anzuschauen und mit Hilfe von Gottes gutem Geist Weisheit und Kraft bekommst, zu verstehen und ein Stück weiter in der Friedenskompetenz zu wachsen.

Nicht die Tage im Leben zählen, sondern das Leben in den Tagen

In der Fastenzeit gehen wir auf die Passion Jesu und seinen Tod, aber auch auf Ostern und auf Jesu Auferstehung zu. Es waren im Vergleich zu unserer durchschnittlichen heutigen Lebenserwartung nicht viele Tage, die Jesus in seinem Leben zählen durfte. Doch es war einmalig viel Leben, das zählte, in seinen Tagen.

In St. Michael in Schweinfurt befindet sich eine Klagemauer mit einem Kreuz inmitten eines

leuchtenden Hintergrundes. Zu diesem Kreuz und dem Text *nicht die Tage im Leben zählen, sondern das Leben in den Tagen* schreibt Pfarrer Roland Breitenbach: *Es gilt, das Leben in den Tagen, die uns geschenkt sind, ernst zu nehmen. Und fröhlich zugleich, denn aus beiden Farben ist das Leben gemacht. Das dürfen wir nie vergessen, sonst füllen wir unsere Tage nicht. Das Leben bezieht sein Licht aus der*

Ewigkeit. Ohne ein Leben nach dem Sterben bleibt unser Leben ein sinnloses Chaos. Wir verstehen unser Leben nur als Leben im Blick auf die Erfüllung durch Gott. Das lehrt uns der Tod. Gott schuf die Tage eines jeden Einzelnen. Auch wir gehen durch das Tor des Todes hindurch und folgen unseren Verstorbenen. Doch durch die Tür des Todes kommen wir nur im Miteinander und im Füreinander.

Der Text ergibt eine Weiterführung der vorausgehenden Gedanken zur Friedenskompetenz. Als Seelsorger hat man ein Leben lang beileibe nicht nur um die Seelen der Menschen besorgt zu sein. Es dreht sich stets um den Menschen in seiner Gesamtheit, denn der Mensch bildet nun einmal eine Leib-Seele-Geist-Einheit und unser Glaube an die Auferstehung besagt, dass wir auch in der Ewigkeit nicht als reine Geistwesen wie die Engel leben werden, sondern als Menschen mit einem neuen Leib.

Die Bezeichnung Seelsorger ist sehr einseitig. Ich weiß nicht, worauf diese Bezeichnung zurückgeht und wer sie „erfunden“ hat. An der alten Pfarrkirche in Marchtrenk konnte man früher beim Vorbeifahren auf der durch den Ort führenden Bundesstraße 1 lesen: Rette deine Seele! Das war sicher gut gemeint, aber zweimal einseitig, denn es betraf nur die Seele statt die Gesamtexistenz als Mensch und war außerdem sehr subjektivistisch nur auf die eigene Seele gerichtet.

Ich habe meine Berufung – vielleicht auch durch meine familiäre Prägung und später durch meine Tätigkeit in der KAJ und im Kolpingwerk – von Anfang an als einen Auftrag zur Sorge um den ganzen Menschen, also um sein leibliches, geistiges und seelisches Wachstum und Wohlbefinden und um das Erreichen des Gesamtzieles seiner Existenz hier und in der neuen Welt nach dem Tod gesehen. Dies hat sich später gerade durch die Erfahrungen beim Cursillo und in der Charismatischen Erneuerung noch wesentlich verstärkt. In beiden Bewegungen ergaben sich sehr viele sehr ausführliche und tiefgehende Gespräche, die mir meine Ausbildungsdefizite im Wissen und Können für ein erfolgreiches ganzheitliches

Helfen rasch vor Augen führten. Ein Leben und Handeln im Sinne und im Auftrag Jesu kann nie nur spirituell, es muss auch solidarisch sein. Das Kreuz hat zwei Balken – einen senkrechten als Zeichen der Verbindung mit Gott und einen waagrechten als Zeichen der mitmenschlichen Verbindung. Und dies gilt für alle Ebenen der menschlichen Existenz.

Allen, die sich damals mit ihrer jeweiligen Lebens- und Problemgeschichte mir öffneten, bin ich deshalb sehr dankbar, denn sie nötigten mich dazu, weiter und tiefer zu denken, genauer auf Jesus und sein Handeln zu achten, so manches am für Pfarrer Üblichen in Frage zu stellen, die nötige Ausbildung nachzuholen und neue Erfahrungen zu sammeln.

Der genauere Blick auf Jesus und sein Handeln zeigt, dass er stets auf beides geachtet hat – auf die Tage im Leben und auf das Leben in den Tagen. Denn um Tage mit Leben zu erfüllen, benötigt der Mensch auch eine Reihe von Tagen, in denen dies überhaupt erst möglich wird. Daher gehörten und gehören ganzheitliches leiblich-geistig-seelisches Heilen, Befreien, Aufrichten, Frieden stiften durch Vergeben und Versöhnen, das Fördern von Miteinander und Füreinander und die Orientierung auf das Endgültige über den leiblichen Tod hinaus eng zusammen zum Grundauftrag und zum wesentlichen Handeln Jesu.

Roland Breitenbach betont zum Schluss seines Textes, dass wir durch das Tor des Todes nur im Miteinander und im Füreinander kommen. Im Mit- und Füreinander in uns selbst, denn leider liegen Leib, Seele und Geist in uns selbst oft in Streit und Unfrieden, schaden sich auf diese Weise gegenseitig, verringern oft die Tage im Leben und verhindern so manches an einem glückenden Leben in den Tagen. Im Mit- und Füreinander auf der mitmenschlichen Ebene, denn das Ohne- und Gegeneinander schaden ebenfalls allen Beteiligten, verringern oft die Tage im Leben und erreichen wiederum kein tieferes und gelingenderes Leben in den Tagen. Und schließlich ganz besonders auch noch im Mit- und Füreinander zwischen uns als Geschöpfen und unserem Schöpfer, das allerdings nicht ohne das Mit- und Füreinander

im eigenen Selbst und mit dem Umfeld erreichbar ist.

So bleibt das Erlernen von Friedenskompetenz auf allen Ebenen eine der wesentlichsten Lebensaufgaben, ermöglicht am besten Leben in den Tagen, trägt eindeutig auch oft bei zu mehr Tagen im Leben und eröffnet ein Leben über die zählbaren Tage hinaus.

War es in etwa das, was Jesus (auch) mit dem Reich Gottes und dem Leben in Fülle verstand? Wenn wir den unbegrenzt liebenden und erbarmenden Gott in allem und in allen zum Zug kommen lassen, dürfte dem nichts mehr entgegenstehen.

Dein Bruder



Termine

Gottesdienste in der Pfarrkirche Brunnenthal: Jeden 2. Freitag im Monat während der Winterzeit um 19:00 Uhr und während der Sommerzeit um 19:30 Uhr

Fastenseminar: Jeweils um 19:30 Uhr im Gemeindesaal (gegenüber der Kirche) an den folgenden Fastensonntagen

- 1. 3.: Ein Haus auf Fels gebaut – erneuerter Glaube
- 8. 3.: Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen
- 15.3.: Die Liebe als Grundgesetz des menschlichen Lebens
- 22.3.: Den Glauben als Frohe Botschaft leben

Einladung zu meinem diamantenen Priesterjubiläum mit anssl. Begegnungsfest:

Samstag, 4.7. 15:00 Uhr: Alle, die sich mit mir / uns verbunden fühlen, sind dazu herzlich eingeladen. Nach dem Festgottesdienst mit Altbischof Maximilian Aichern ist ein Fest der Begegnung für alle geplant. Näheres dazu im nächsten Rundbrief.

Reisen 2020

Für alle Reisen sind die Programme und die Anmeldeformulare auf der Homepage der Pfarre Brunnenthal abrufbar.

Piemont 25.4. bis 1.5.

Spirituelle Wanderwoche in Südtirol 22.- 27.6. (bereits ausgebucht)

Niederlande 5. – 12.9.

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärading

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärading/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A 4780 Schärading (Autriche) Taxe percue